

aviso

1|2014



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KARLHEINZ GEISSLER EMPFIEHLT EIN LEBEN OHNE UHR IM RHYTHMUS DER EIGENEN ZEITNATUR // **TILL ROENNEBERG** LÄSST SPÄTAUFSTEHER AUFATMEN // **JOSEF H. REICHHOLF** SCHILDERT DIE NOT DER KÜHE MIT DER SOMMERZEIT // **RAPHAEL BEUING** ZEIGT UHREN, DIE GESCHICHTE(N) MACHEN // **PETRA MORSBACH** MIT **MARTIN MOSEBACH** AUF HERRLICH FROHEM FLUG



DER ZAHN DER ZEIT



»Zwischenraum hindurchzuschauen« | Karlheinz Geißler | Seite 10



»Sieben Irrtümer rund um die innere Uhr« | Till Roenneberg | Seite 18



Müssen Hunde wissen, wie spät es ist? | Josef Reichholf | Seite 22



»Bedenck das End, Zeit laufft behend« | Raphael Beuing | Seite 30

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4
In den Staatlichen Antikensammlungen ist der Bär los!
Florian S. Knauss

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5
Nora Gomringer, Direktorin des Internationalen
Künstlerhauses Villa Concordia und Dichterin - ein
Porträt von **Dieter Hanitzsch**

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8
**DER SIEBDRUCK, DIE DOSE
UND DIE STARS**
Ein Warhol-Popup-Buch im Archiv des Instituts für
moderne Kunst Nürnberg. **Anke Schlecht**

COLLOQUIUM
DER ZAHN DER ZEIT

**»ZWISCHENRAUM,
HINDURCHZUSCHAUN«** 10
Der lückenlosen Nachverdichtung des Lebens gilt es
Einhalt zu gebieten. Pausen schaffen Durchblick:
Wir dürfen es uns also gerne erlauben, unseren Alltag
durch vielfältige Zeittempi zu rhythmisieren,
meint **Karlheinz Geißler**.

**»SIEBEN IRRTÜMER RUND UM DIE
INNERE UHR«** 18
klärt der Chronobiologe **Till Roenneberg** auf.
»Late birds« können aufatmen: Spätaufstehen kann
gesundheitsfördernd sein.

**MÜSSEN HUNDE WISSEN,
WIE SPÄT ES IST?** 22

Sie müssen nicht, sie tun es einfach und erinnern
Herr- oder Frauchen ans Gassigehen. **Josef Reichholf**

**»BEDENCK DAS END,
ZEIT LAUFFT BEHEND.«** 30

Uhren erinnern unerbittlich an das Fortschreiten der
Zeit. Die Preziosen aus der Uhrensammlung im
Bayerischen Nationalmuseum erzählen erinnernswerte
Geschichten. **Raphael Beuing**

AVISO EINKEHR 36

**DAS ROMANTIK-HOTEL
ZUM KLOSTERBRÄU** in Bergen bei Neuburg an
der Donau – eine Einladung von **Peter Leuschner**.

WERKSTATT 38

**BERUFSVERBOT FÜR
[DR.] ANNETTE SCHAVAN?**
Ein Kommentar von **Volker Rieble**

RESULTATE 42

**EINE SPRACHE WIE EINE KRISTALL-
KLAR GEPUTZTE FENSTERSCHEIBE**
Laudatio auf **Petra Morsbach** zur Verleihung des Jean
Paul Preises von **Martin Mosebach**

**AUF KURZEN FLÜGELN EIN HERRLICH
FROHER FLUG**

Dankrede zum Jean Paul Preis von **Petra Morsbach**

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Dr. Ludwig Spaenle
Bayerischer Staatsminister
für Bildung und Kultus,
Wissenschaft und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

»Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.« Mit den Zeitläuften wandeln sich bekanntlich die Menschen, und die Entwicklungen in der globalen Gesellschaft legen nahe, dass wir uns in wachsender Beschleunigung verändern. Mit Sicherheit ist ja vor allem eines anders geworden: Unser Umgang mit der Zeit selbst. In einer Zeit des demografischen Wandels will zwar jeder alt werden, keiner aber alt sein – vor dem »Zahn der Zeit« ist letztendlich keiner gefeit. Dem scheinbaren Davonrasen der Zeit suchen wir mit immer dichter werdenden Optimierungsprogrammen Einhalt zu gebieten. Statt »Carpe Diem« ist heute Zeitmanagement das Gebot der Stunde. Dabei gehen Zwischenräume und Übergangszeiten immer mehr verloren. Gerade aber das Innehalten ist es doch, das Raum zum Gewährwerden, Besinnen, zum bewussten Setzen des nächsten Schritts gibt. Es verwundert nicht, dass die Zeitforschung sich heute mit Phänomenen der subjektiven Zeitwahrnehmung befasst. Ein immer wichtiger werdendes Untersuchungsfeld stellt die Chronobiologie mit der Erforschung natürlicher Rhythmen und biologischen Uhren dar. »Lerchen« und »Eulen«, so wissen wir heute, ticken einfach nach unterschiedlichen inneren Uhren. Wie sehr das Zeiterleben in natürlichen Prozessen verwurzelt ist, zeigt die Identität der Begriffe für Zeit und Wetter in den romanischen Sprachen – »il tiempo« – oder das Wort »die Gezeiten« im Deutschen. Die Natur enthält eine dynamische Vielfalt von Zeitformen, der die mechanische Zeitmessung ihr einheitliches Gleichmaß entgegengesetzt. So ist die Uhr Herrschaftsinstrument und faszinierendes Kulturobjekt zugleich, wie etwa die herausragende Uhrensammlung am Bayerischen Nationalmuseum zeigt.

WORAUF ICH MICH FREUE

FLORIAN S. KNAUSS



DIE STAATLICHEN ANTIKENSAMMLUNGEN sind wahrscheinlich das am meisten unterschätzte Museum in München. Im Vergleich mit der gegenüberliegenden Glyptothek stehen sie seit jeher ein wenig im Schatten – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Außer Fachleuten nimmt kaum einer zur Kenntnis, welchen Schatz München mit den hier beheimateten Sammlungen besitzt. Allein schon die griechischen Vasen, zum größten Teil noch von Ludwig I. zusammengetragen, werden hinsichtlich ihrer Qualität weltweit von keiner Sammlung übertroffen.

Das zwischen 1838 und 1845 von Georg Friedrich Ziebland erbaute Kunst- und Industrieausstellungsgebäude bildet mit seiner korinthischen Säulenordnung in der Vorhalle ein passendes Pendant zu Klenzes Glyptothek mit ihrer ionischen Ordnung im Eingangsbereich. Doch erst seit 1967 haben griechische, etruskische und römische Kunst im Zieblandbau eine Heimat gefunden.

Größere Aufmerksamkeit und regen Besucherzuspruch erleben die Staatlichen Antikensammlungen freilich im Zuge von Sonderausstellungen, die mit kulturgeschichtlichen Themen ein breites Publikum ansprechen. Anfang dieses Jahres endet die sehr erfolgreiche Ausstellung »Die Unsterblichen – Götter Griechenlands«. Doch gottverlassen sind die Museen am Königsplatz auch fortan nicht.

AUCH 2014 PRÄSENTIEREN wir ein abwechslungsreiches Angebot: Den Auftakt macht im Februar »Im Glanz des Hephaistos«. Bei dieser Gelegenheit wird die ganze Vielfalt antiken Kunsthandwerks vor den Besuchern ausgebreitet. Neben einer Reihe von Meisterwerken aus Gold, Silber, Bronze,

geschnittenen Steinen, Glas oder Ton in völlig neuer Präsentation findet hier selbst der regelmäßige Besucher nie Gesehenes, Neuerwerbungen und restaurierte Objekte.

Zeitgenössische Kunst bietet wenig später die Ausstellung »between layers – Innenwelten des Achats«. Prämierte Edelsteinobjekte des internationalen Wettbewerbs mineralART können vor dem Hintergrund antiker Arbeiten betrachtet werden.

NOCH IM MAI folgt die Sonderausstellung »Die Griechen in Italien«. Wie die nach Nordamerika ausgewanderten Europäer, so bewegten sich auch die seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. in großer Zahl nach Süditalien und Sizilien ausgewanderten Griechen im Spannungsfeld zwischen mitgebrachten Traditionen und Einflüssen aus der neuen Heimat. Das ist auch in ihrem Kunstschaffen erkennbar.

Und schließlich werden wir zum Jahresende den Besuchern einen Mediaguide anbieten, wie er seit Kurzem in der Glyptothek zur Verfügung steht. Multimedial und mehrsprachig findet der Besucher dort vertiefende Informationen und kann sich einen Rundgang durch die Sammlungen ganz individuell zusammenstellen.

Die Aussicht, die großartigen Schätze der Staatlichen Antikensammlungen zukünftig noch attraktiver darbieten zu können, darauf freue ich mich.

Dr. Florian S. Knauss ist Leitender Sammlungsdirektor der Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek München.

Foto: Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek

Diebstahl AUS MEINEM SKIZZENBUCH **NORA EUGENIE GOMRINGER**

LYRIKERIN UND DIREKTORIN DES INTERNATIONALEN KÜNSTLERHAUSES VILLA CONCORDIA IN BAMBERG



AVISIERT AUSSTELLUNGEN UND VERANSTALTUNGEN



AUSSTELLUNG
DIE HAND DES HUTMACHERS
Deutsches Medizinhistorisches Museum
Ingolstadt
27.02.2014-15.06.2014

Was macht ein Handwerker, der seine Hand verliert? Er gibt auf, schult um, verzweifelt – oder erfindet mit einer Prothese sein Handwerk neu, so wie Gottfried Schätz, der Hutmacher von Tegernsee. Er verlor seine Hand im 2. Weltkrieg. 1943 kehrte er mit einer »Sauerbruch-Hand« aus Holz, Eisen und Leder in die väterliche Werkstatt zurück. 64 Jahre lang lebte er mit seiner Prothese, bis ins hohe Alter hinein arbeitete er damit im erlernten Beruf. Die kleine Ausstellung präsentiert die »Hand des Hutmachers« zusammen mit Fotos, Filmen und Objekten aus dem Leben des Handwerkers.

SONDERAUSSTELLUNG
EINMAL WÜSTE UND ZURÜCK –
STEINE, SAND UND SONNENBRAND
Augsburger Puppentheatermuseum
»die Kiste«
Augsburg
26.02.2014-05.10.2014

Die Marionetten der Augsburger Puppenkiste erzählen von ihrer Reise nach Oman und in die Golfstaaten Abu Dhabi und Kuwait. Dort haben sie Puppentheater aus aller Welt getroffen, deren Theaterstücke in der Wüste spielen. Außergewöhnliche Leihgaben werden von der Mineralogischen Staatssammlung München, vom Naturmuseum der Stadt Augsburg und vom Internationalen Maskenmuseum Diedorf zur Verfügung gestellt. Dazu gibt es Workshops zum Sandmalen und zur Lebensweise der Tuareg – und Kamelreiten.



AUSSTELLUNG
RENÉE SINTENIS
Museum Kulturspeicher
Würzburg
12.04.2014-22.06.2014

Renée Sintenis (1888–1965) gehört zu den bekanntesten Bildhauerinnen ihrer Generation. Nur zwei Jahre älter als Emy Roeder, war sie neben ihr die einzige Bildhauerin des 20. Jahrhunderts, die sich intensiv mit der Tierplastik auseinandersetzte. Bekannt sind ihre scheuen Rehe und hochbeinigen Fohlen in Bronze, aber auch Aktfiguren von Jungen und Mädchen oder mythologische Figuren wie die berühmte »Daphne«, die die besondere Begabung der Künstlerin für das Körperhafte in Bewegung und Stillstand zeigen. Die Ausstellung gibt mit 150 Plastiken einen umfassenden Überblick über das Werk der Künstlerin. Fotografien und dokumentarisches Material geben Auskunft über das aufsehenerregende Leben einer ungewöhnlichen Frau.



AUSSTELLUNG
DIE MUMIE AUS DER INKAZEIT
Archäologische Staatssammlung
München
28.02.2014-31.08.2014

30 Jahre lang bildete die »Moorleiche aus dem Dachauer Moos« eine der Hauptattraktionen der Archäologischen Staatssammlung. Die gut erhaltene Leiche einer jungen Frau mit ihrer aufwändigen Zopffrisur stammte aus den Beständen der Anatomischen Anstalt München. Verstorben war sie im 15./16. Jahrhundert. Ihre wissenschaftliche Erforschung gestaltete sich zu einem wahren Kriminalfall: Die Moorleiche ist gar keine Moorleiche, sie hat weder im Umfeld des Dachauer Moos gelebt noch wurde sie dort beigesezt! Die »Moorleiche aus dem Dachauer Moos« ist nun mit ihrer wahren Geschichte letztmalig in der Archäologischen Staatssammlung zu sehen.



SONDERAUSSTELLUNG
RUND UM DIE WELT
Knauf-Museum
Iphofen
30.03.2014-29.06.2014

Warum schon Oma von der Reise ans Nordkap träumte: Schon zur Zeit der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus warben Tourismusplakate für Kreuzfahrten oder Eisenbahnreisen in die Metropolen Europas. In den Jahren des westdeutschen Wirtschaftswunders gewann Werbung immer mehr an Bedeutung, aber auch in der sozialistischen DDR. Die Bildsprache der Werbepлакate verweisen auf gesellschaftliche Entwicklungen wie sich wandelnde Veränderungen im Konsumverhalten der Reisenden. Neben den Plakaten vermitteln Reiseutensilien und Kartenmaterial Eindrücke vom Leben an Bord.



AUSSTELLUNG
ZEITSPUREN. REISEN IN DIE
VERGANGENHEIT.
SUSANNE HANUS – TATJANA UTZ
Ostdeutsche Galerie
Regensburg
15.03.2014-18.05.2014

Der Zweite Weltkrieg führte für viele Familien zu großen Umbrüchen. Das Wissen darüber liegt bei der älteren Generation, wirkt aber über die Generationen hinweg nach. Die Bild-Text-Installationen der beiden Künstlerinnen stellen einen Zusammenhang zwischen persönlicher Geschichte und Zeitgeschichte, zwischen Individuum und Gesellschaft sowie zwischen den Lebensgeschichten der Großmütter und denen der Enkelkinder her, sei es als Tagebuch einer Reise nach Czernowitz wie bei Susanne Hanus oder als begehbares Lebensgeschichten-Bilderbuch wie in der Installation von Tatjana Utz.



**7. SPORHISTORISCHE
KONFERENZ**
FUSSBALL – VOM PROFANEN
FREIZEITVERGNÜGEN ZUR
RELIGIÖSEN SINNSTIFTUNG IM
21. JAHRHUNDERT
Schwaben Akademie
Irsee
21.03.2014-23.03.2014

Dass Kicken & Beten sonntäglich im Clinch liegen, davon können Eltern – sofern ihnen am Kirchbesuch liegt – ein Lied singen, deren Kinder im örtlichen Fußballverein aktiv sind. Dass Fußball als Massenphänomen geradezu religiöse Züge annimmt, leuchtet jedem ein, der einmal das Spiel der Spiele miterlebt hat. Religiöse Metaphorik taucht in der Beschreibung der wichtigsten Handlung der Fußballgötter auf Grün auf: »Con la mana de Dios« scheint da das Runde in das Eckige gelenkt worden zu sein...



AUSSTELLUNG
KNUFFLE BUNNY MEETS ROSA
PARKS / KNUFFELHASE TRIFFT
ROSA PARKS
Internationale Jugendbibliothek
Blutenburg
Obermenzing
15.03.2014-27.04.2014

Bilderbücher aus den USA sind in deutschen Kinderzimmern schon lange heimisch. Wanderten Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts Bilderbuchhelden wie Maurice Sendaks Wilde Kerle, Eric Carles Raupe Nimmersatt oder Dr. Seuss' Katze mit Hut ein, so amüsieren sich Kinder heute über Ian Falconers selbstbewusstes Schwein Olivia, Mo Willems bedauernswerten Knuffelhasen oder die spitzbübischen Gute-Nacht-Geschichten von Peggy Rathmann. Auch spannende und geheimnisvolle Bilderbücher aus den USA bereichern den deutschen Markt, wie z. B. die häufig textlosen, surrealistisch anmutenden Titel von David Wiesner oder die detailverliebten Abenteuer von Peter Sis. Die Ausstellung präsentiert eine Auswahl von mehr als 150 zeitgenössischen Titeln amerikanischer Bilderbuchkunst der letzten 20 Jahre.

AUSSTELLUNG
DIETMAR PFISTER –
FEINE LIBEREY
Stadtbibliothek Zentrum
Nürnberg
Noch bis 31.05.2014



»Dietmar Pfisters Bücher sind Schreihäse und Stumme Diener, die spielen« – so beschreibt die Dichterin Nora Gomringer diese Kunstobjekte, die das Rohmaterial Buch in einen »Pegasus« verwandeln können, in eine »Wolkenpumpe« oder ein »Kleiderbüchl« – »WortSpielZeug«, wie es sich Hans Magnus Enzensberger im gleichnamigen Text einst wünschte. Durch die Bearbeitung mit Farbe oder anderen Materialien, das Ersetzen von Buchteilen oder das Hinzufügen von Gegenständen entstehen Gebilde, deren oft hintergründige, manchmal durchaus witzige Bedeutung sich erst vollständig in Verbindung mit dem Titel erschließt. Der Titel der Buch-Kunst-Ausstellung spielt übrigens auf die Tatsache an, dass die Buchstadt Nürnberg die älteste deutsche Stadtbibliothek unterhielt. Tolle lege!

TAG DER ARCHIVE
ERINNERN UND ENTDECKEN
21 Münchner Archive
München
08.03.2014

Jede Generation macht sich aus historischen Dokumenten aufs Neue ihr Bild von der Vergangenheit. Die Archive als »Gedächtnis« einer Gesellschaft legen das Fundament zukünftiger Erinnerung, geben Hilfestellung bei der Forschung und wenden sich in Publikationen, Ausstellungen, Führungen und Vorträgen an die Öffentlichkeit. Archive bewahren originale und einmalige Zeugnisse menschlichen Lebens auf, erschließen sie und stellen sie zur Benutzung bereit, um sie so vor dem Vergessen zu sichern. Einblicke in ihre spannenden Bestände der Münchner Archivalandschaft bietet der Tag der Archive am 8. März.

SONDERAUSSTELLUNG
WEGE IN DIE MODERNE.
WELTAUSSTELLUNGEN, MEDIEN
UND MUSIK IM 19. JAHRHUNDERT
Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg
27.03.2014-21.09.2014

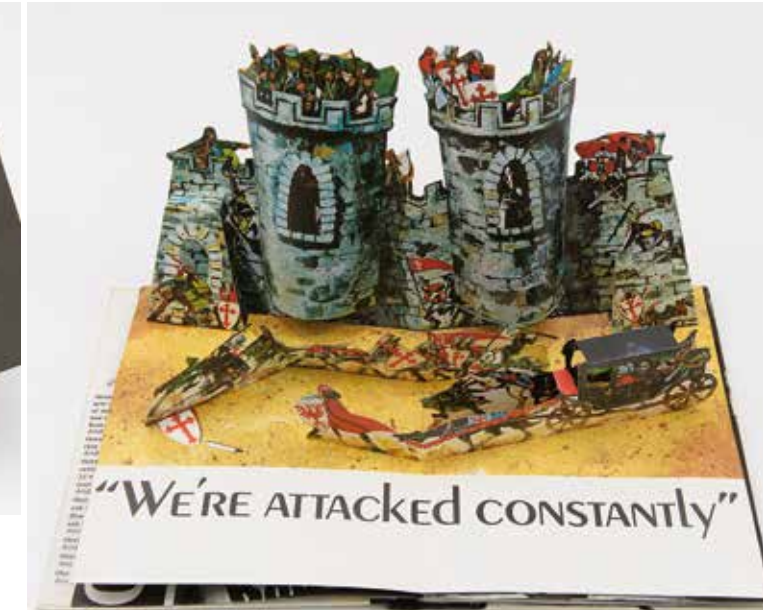
Vieles, was heute selbstverständlich ist, hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Drei Phänomene prägen die beginnende Vernetzung der Welt nach 1800 ganz besonders: Weltausstellungen – die ersten globalen Großveranstaltungen – waren die »Schaufenster« der damaligen Welt. Oft zum ersten Mal lernten hier Besucher fremdländische Speisen, Getränke und Musik kennen. Die Explosion neuer Medien erzeugten eine nie dagewesene Informationsflut: Telegramm und Postkarte, Telegraf, Telefon und Schreibmaschine, Fotografie. Die Musik wurde allgegenwärtig und beliebig konsumierbar, in bürgerlichen Salons, Konzertsälen und aus Grammophon-Trichtern. Aufbrüche einer Epoche, die bis heute gegenwärtig ist.



Tag der Archive
Erinnern und Entdecken

DER SIEBDRUCK, DIE DOSE UND DIE STARS

ANDY WARHOL UND DIE POP (UP) ART



diese Doppelseite Andy Warhol's Index (Book), Seitenansichten.

ZWISCHEN ZWEI BUCHDECKELN können sich neben einer Unmenge an verschiedener Information und leichter Unterhaltung auch umfangreiche, fantasievoll gestaltete Welten verbergen, die sich nach und nach beim Blättern entfalten.

Wie kürzlich im Münchner Museum Brandhorst in der Ausstellung »Reading Andy Warhol« zu sehen war, nutzte auch der Superstar der Pop Art das Medium Buch mehrfach, er schuf Titelbilder, Illustrationen, aber auch Bücher, die fast schon Multimedia-Objekte sind. Als anschauliches Beispiel dieser überaus kreativen Beschäftigung mit dem Buch sei hier »Andy Warhol's Index (Book)« vorgestellt, in dem sich gleichsam der ganze Kosmos des Künstlers, inklusive der ikonisch überhöhten Suppendosen, im wahrsten Sinne des Wortes »entfaltet«.

DAS »ANDY WARHOL'S Index (Book)« ist ein Sammelsurium aus (aber-)witzigen Faltobjekten, wie etwa einer leuchtend roten Ziehharmonika, die beim Ausfalten einer Seite aufspringt, einem Papierflugzeug zwischen einer Doppelseite, welche die Arbeit in Warhols Studio, der so genannten Factory, dokumentiert, oder der auf einer Feder montierten Scheibe mit Kritikerzitate zu Warhols Film »The Chelsea Girls«. Dazu kommen Texte, die hauptsächlich auf Tonbandaufnahmen zurückgehen (wie z. B. ein absurdes – mit einem deutschen Journalisten geführtes und daher in Frakturschrift gesetztes – Interview, in dem Warhol nur sporadisch antwortet: »Yeah.« – »I haven't thought about it yet.« – »I told you, I don't say much.«). Zum Großteil besteht das Buch aber aus stark kontrastreichen und damit verfremdenden Schwarz-Weiß-

Text: **Anke Schlecht**

Fotos: Institut für moderne Kunst Nürnberg

Fotografien, auf denen man Warhol selbst, seine Werke, die Arbeit daran, sowie die Mitglieder seiner Factory erkennen kann. In dieses Fotomaterial sind neben den bereits erwähnten Kunstelementen weitere kleine Gags eingestreut: ein zwischen die Seiten geklemmter Luftballon, eine Schallplatte an einem Faden (als »Herausfall«-Objekt gedacht) oder ein riesiges Ritterschloss, das sich beim Blättern aufklappt und dem Betrachter mitteilt »We're attacked constantly«. Auf der Rückseite der Burg, die als Zitat direkt aus einem Kinderbuch stammen könnte (und es vielleicht auch tut), sind innerhalb der Burgmauern noch einmal ein Selbstporträt, ein Werkfoto und weitere Fotos zu entdecken – die Burg also zugleich als Warhols Factory: We're attacked constantly!

DIE MÖGLICHKEITEN, DIE das Medium Buch bietet, kamen sicher auch Warhols extrovertierter Selbstdarstellung sehr entgegen, was bereits auf den ersten Seiten deutlich wird: Hier sieht man ein Porträt, auf das der Künstler die Signatur Albrecht Dürers, AD, montiert hat. Und schon auf dem holografischen Titelbild, einem in starken Schwarz-Silber-Kontrasten verfremdeten Porträt von Mitgliedern der Factory, thront Warhol vor Brillenschachteln, die man im Hintergrund erkennt, madonnengleich an der Spitze dieser chaotischen wie schöpferischen Produktions- und Lebensgemeinschaft.

Insgesamt und im Detail transportiert die Buchgestaltung von »Andy Warhol's Index (Book)« den subversiven Spaß und die unbremste Kreativität der Warholschen Factory. Und wie in einem regulären Index ist wirklich alles zu finden, womit Warhol in Verbindung gebracht wird: der Siebdruck, die Dose und die Stars. Kein kunsthistorischer Text könnte dies so einfach und so schnell anschaulich machen, wie es dieser Bücherschatz macht: Kunstgeschichte zum Aufklappen und Anschauen. Beides sei unbedingt empfohlen!

Anke Schlecht M.A. ist Kunsthistorikerin und seit 2004 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für moderne Kunst Nürnberg tätig.

Weitere Informationen

Ein Exemplar von »Andy Warhol's Index (Book)« befindet sich im Archiv des Instituts für moderne Kunst Nürnberg. Das Institut für moderne Kunst ist als Informations- und Dokumentationszentrum zur zeitgenössischen Kunst deutschlandweit eine der wichtigsten Einrichtungen dieser Art. Weitere Informationen unter: www.moderne-kunst.org

Institut für moderne Kunst

Luitpoldstraße 5 | 90402 Nürnberg | 0911 . 24 02 120
info@moderne-kunst.org | www.moderne-kunst.org
 Öffnungszeiten der Bibliothek:
 Di und Fr 10.00-16.00 Uhr, Do 10.00-19.00 Uhr



» ZWISCHENRAUM, HINDURCHZUSCHAUEN «

Ein Einspruch gegen die Nachverdichtung des Daseins



IM »DAZWISCHEN« HAT DER MÖGLICHKEITSSINN SEINEN ERSTWOHNSITZ.

Text: **Karlheinz Geißler**

DAS LEBEN IST ein Übergang bestehend aus vielen Übergängen. Als Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft lässt sich auch jener dynamische Wandel beschreiben, den wir heute als Zeitzeugen mehr oder weniger aktiv begleiten. Dabei handelt es sich jedoch insofern um einen besonderen Übergang, als dieser mit einem breit angelegten Angriff auf die Räume und die Zeiten des »Dazwischen«, auf die Übergänge, einhergeht.

VON DEHNUNGSFUGEN UND SPATIEN

Die Lebenswelten traditioneller Gesellschaften hielten stets allerlei Zwischenräume und Zwischenzeiten bereit, meist in institutionalisierter Form, die den Mitgliedern zur Ausgestaltung ihrer Lebensführung dienten. Deren Aufgabe war es, Erlebtes, Erfahrenes, aber auch

Gefühle und Gegebenheiten auf Abstand zu bringen. Sie ermöglichen Unterscheidungen, integrierten das Unterschiedene aber zugleich auch wieder, indem sie es in Beziehung setzten. So sorgten Übergänge zwischen Hier und Dort, Oben und Unten, Anfängen und Abschlüssen, denen erneute Anfänge folgten, für relativ stabile gesellschaftliche und soziale Verhältnisse. Eine ähnliche Funktion haben sie auch in der Musik. Intervalle, Pausen, Stille, allesamt Leerstellen, hörbare Leerstellen, bringen die Töne dort erst zum Klingen. Auch Architekten und Immobilienhändler wissen um die Bedeutsamkeit des »Dazwischen«, dem sie den Namen »Passagen« geben. Bauingenieure und Heimwerker sprechen in diesem Zusammenhang von »Dehnungsfugen«, und Handsatzdrucker nennen in überraschender Gemeinsamkeit mit Chirurgen ihre Zwischenräume »Spatium«. Wie das »Dazwischen« auch immer genannt wird, in welchem Kostüm es jeweils daherkommt, stets sorgt es für Abstand und schafft zugleich Anschlüsse, Anschlüsse an das, was es auf Abstand bringt. Übergänge stellen aus Differenzen und durch Differenzen Zusammenhänge her.

OHNE INTERVALLE, OHNE Pausen ist die Musik nur Lärm, ohne Dehnungsfuge kein Haus, keine Brücke stabil, ohne Spatium das meiste unleserlich, und ohne Mozarts 23 unterschiedliche Tempo-Variationen im Zwischenreich von langsam und schnell wäre die Welt erheblich eintöniger.

Das Leben kennt mehr unterschiedliche Zwischenzeiten als der Regenbogen Farben. Wir nennen sie nur nicht immer so. Mal sprechen wir von Pause, mal von Warten, von Intervall, Transit, Stille und ein andermal von Zeiten des Übergangs. Sie alle geleiten und begleiten die Subjekte, aber auch die sozialen Gemeinschaften, wie Familien, Schulklassen und Vereine, von einem zum anderen, von dem, was war, zu dem, was kommt, vom Hier zum Dort, und wieder zurück. Sie versetzen die Menschen in die Lage, zwischen Vergangem und Zukünftigem, Diesseits und Jenseits, Altem und Neuem unterscheiden zu können. Räume und Zeiten des »Dazwischen« geben dem Alltag einen Rhythmus. Sie gliedern die Zeit, organisieren und ordnen Zeiterfahrungen, setzen Schlusspunkte, markieren Anfänge und schaffen so kreative Spielräume. Das ist ihre Aufgabe, darin liegt ihr Sinn, und das macht ihre kulturelle Produktivität aus. Selbst dort, wo der Nutzen des »Dazwischen« nicht offensichtlich ist, ist es nicht sinnlos. Der portugiesische Schriftsteller Fernando Pessoa verteidigt im »Buch der Unruhe« seine Nutzlosigkeit: »Das Nutzlose und das Belanglose eröffnen in unserem wirklichen Leben Zwischenräume einer demütigen Statik. ... Beklagenswert derjenige, der die Wichtigkeit solcher Dinge nicht kennt«.

ANGRIFFE AUF DAS DAZWISCHEN

Die in jüngster Zeit mit der Verbreitung und dem flächendeckenden Einsatz der neuen Technologien einhergehende Beschleunigung unserer Lebensverhältnisse, in erster Linie trifft dies auf die medialen und kommunikativen Verkehrsformen zu, setzt die Übergänge, die Zwischenräume und Zwischenzeiten unter Druck. Pausen, Intervalle, Dehnungsfugen werden zum Opfer von Aktivitäten der Rationalisierung und von Anstrengungen zur Effizienzsteigerung. Die Leitformel dafür heißt »Verdichtung«, im Detail: Verdichtung der Bebauung, Verdichtung des Termin- und des Aktionsplans, Verdichtung der Zugfolge, darüber hinaus noch Erlebnisverdichtung, Programmverdichtung, Wohnraumverdichtung, Arbeitsverdichtung usw. Alles Aktivitäten und Initiativen zur Komprimierung, die auf Kosten des »Dazwischen« gehen.

IM INTERNET HAT das auf infinite Zeitverkürzung und Zeitverdichtung zielende Prinzip der wirtschaftlichen Rationalität sein ideales Medium gefunden. Das World Wide Web kennt weder Anfänge noch Abschlüsse, kennt keine Übergänge und folglich auch keinen Mittelpunkt. Das Netz perforiert, verflüssigt und eliminiert einen Großteil aller konventionellen Zeitarrangements. Dazu zählen vor allem die Übergänge. Verloren geht zum Beispiel die Orientierungsmarken setzende, rituell und traditionell gefestigte Alltagskultur des Anfangens und des Beendens. Ersetzt wird sie vom übergangslosen Ein- und Ausschalten.

LÜCKENLOSES GLOTZEN

Das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) hat eben das zu seinem Programm gemacht. Zwischenzeiten und Zwischenräumen hält es nach eigener Aussage für überflüssig und macht sich die Warnhinweise der Londoner Verkehrsbetriebe zu Eigen: »Mind the gap!« »Lücken sind dazu da, geschlossen zu werden«, lautete jener suggestive Hinweis, mit dem das ZDF seine Zuschauer vor inzwischen fast zwei Jahrzehnten auf die Einführung des Nonstop-Sendeprogramms vorbereitet hatte. Christian Morgenstern hätte einem solchen »Fortschritt« wenig abgewinnen können. Als die Tage noch dämmerige Ränder hatten und sich die Menschen zeitlich noch am Himmel und nicht am Fernsehprogramm orientierten, warnte er bereits 1905 in den »Galgenliedern« vor der Lückenlosigkeit.

Der Lattenzaun

Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum, hindurchzuschauen.

Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da –
und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.

Der Zaun indessen stand ganz dumm,
mit Latten ohne was herum.

Ein Anblick gräßlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Der Architekt jedoch entfloh
nach Afri- od- Ameriko.

vorhergehende Doppelseite Warten – wie hier auf die U-Bahn am Münchener Prinzregentenplatz – kann zum kontemplativen Moment werden.

links Zwischenräume halten so manche Entdeckung bereit, sofern wir ihnen Aufmerksamkeit schenken.

SO SENSIBEL, SO handlungsbereit gegenüber belästigender Lückenlosigkeit zeigt sich heutzutage kein Senat mehr. Eher ist das Gegenteil wahrscheinlich. Die Senate – heute heißen sie Parlamente, Stadt- und Kreisräte – tun viel, damit die von Morgenstern so klug verspottete zeitliche und räumliche Lückenlosigkeit Realität wird.

AUF DEM WEG ZUR ZWISCHENZEITLOSEN GESELLSCHAFT

Wie jeder gesellschaftliche Wandel findet auch der »Fortschritt« zu einer übergangslosen Gemeinschaft als Real-Experiment, als Versuch am lebenden Objekt statt. Wir wissen nicht, mit welchen biografischen Herausforderungen wir Zeitgenossen zu rechnen haben, wenn immer mehr Zwischenräume und die Zwischenzeiten wegfallen. Nicht bekannt ist uns, wie Menschen reagieren, die gezwungen sind, ihre Existenz ohne Passagen, ohne Übergänge, ohne Zwischenzeiten zu gestalten. Was geschieht in einer Welt ohne zeitliche und räumliche Dehnungsfugen und Leerstellen mit den sozialen Systemen, mit Familien, Vereinen und mit dem gesellschaftlichen Engagement? Ist ein übergangsloses Sozialsystem, eine zwischenzeitlose Gesellschaft noch zur Selbststabilisierung und zu den ihren Erhalt sichernden notwendigen Integrationsleistungen in der Lage? Fragen über Fragen, auf die wir gegenwärtig keine Antwort haben, auch, weil wir sie nicht stellen.

VOR LÜCKENLOSIGKEIT MUSS GEWARNT WERDEN

In einem engagierten Plädoyer für den leeren Raum hat Anselm Kiefer in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (2008) eindringlich vor der Übergangs- und der Lückenlosigkeit gewarnt. Ohne Zeiten der Leere, ohne Zwischenzeiten, so Kiefer, können sich weder die Subjekte noch die Gemeinschaften ihrer Geschichte bewusst werden, sind sie nicht in der Lage, sich ihre Vergangenheit anzueignen, kommen sie nicht mehr zu sich selbst.

DAS IST AUCH die Botschaft von Luis Buñuel, dem großen Ironiker des Kinos. In einem bedauerlicherweise nie realisierten Kurzfilmprojekt mit dem Titel »La sancta Missa Vaticanae« plante er, dem Publikum im doppelten Sinn des Wortes vor Augen zu führen, was es zu erwarten hat, wenn die Prinzipien des übergangslosen, des pausenlosen Wettbewerbs die Zeitmuster des Kultes und der Kultur erobern werden. Sein Filmkonzept sah folgenden Handlungsablauf vor: Der Platz zwischen den Obeliskens des Petersplatzes ist mit festlich geschmückten Altären gefüllt. An jedem von ihnen zelebriert ein Priester zusammen mit seinen Ministranten die heilige Messe. Nach einem allseits vernehmbaren Startsignal treten die Geistlichen gemeinsam mit ihrem Hilfspersonal in einen Wettstreit ein. Ziel des Wettbewerbs ist es, jenen Priester ausfindig zu machen, der die sakralen Handlungen am schnellsten »abzufeiern« in der Lage ist. In unglaublichem Tempo, immer mehr nach Luft ringend, leiern die beteiligten Geistlichen ihre religiösen Texte herunter und ermuntern die Gläu-



links Kinder tun sich oft leichter als Erwachsene, Wartezeiten kreativ zu nützen.

bigen, ihrem Tempo zu folgen. Die hilfreichen Messknaben geraten dabei zunehmend in Bedrängnis, die sie schließlich an den Rand der Erschöpfung führt. Einige von ihnen fallen völlig ausgepumpt, nach Atem ringend, um und scheiden aus dem Wettbewerb aus. Sieger wird schließlich ein spanischer Geistlicher aus Huesca, dem es von allen am Wettstreit Beteiligten am perfektsten gelingt, sämtliche in der liturgischen Feier vorgesehenen Pausen, Intervalle und Verzögerungen zu eliminieren. Er hat es geschafft, das Messritual in der Rekordzeit von einunddreißig Minuten abzuspuhlen.

Buñuels Botschaft ist eindeutig: Opfer des Tempo-Wettstreits sind die in der Liturgie vorgesehenen Pausen, Verzögerungen, Übergänge und Intervalle. Ihre Eliminierung raubt der religiösen Feier jegliche heilige Anmutung, alles Erhabene, jede würdevolle Stimmung. Die rituelle Handlung wird zu einem Absturz ins Alltägliche. Sie zerfällt in isolierte, zusammenhanglose Aktions- und Aufmerksamkeitsfragmente, die im Stakkato aufeinander folgen. Sie fügen sich nicht mehr zu einem Ganzen zusammen und hinterlassen deshalb bei den Beteiligten nur inhaltliche Leere und formales Gehetztsein.

ZEITEN, DIE AUF DER KIPPE STEHEN

Anderes, Informativeres sagt uns das ehrwürdige Grimmsche Wörterbuch beim Stichwort »Übergang«. Das Dazwischen, so liest man dort, ist »ein Zugegensein, das eine Scheidung oder Unterbrechung bewirkt, im Raum und in der Zeit«. Bei den vielen, schönen Beispielen, die dort aufgeführt sind, findet man Interessantes und Informativeres zu dem, was da alles unterschieden wird. Die dort zitierten Beispiele sind Zeugnis und Beweis einer ehemals lebendigen, reichen und bunten Vielfalt des Dazwischen:

»DIE HÄUSER STOSZEN nicht aneinander, ein Garten liegt dazwischen, ein Bach fließt dazwischen. Um die Kupferstiche zu schonen, legt man Seidenpapier dazwischen. ... Das Gedränge war groß, man konnte nicht dazwischen durch. Der Vater stand rechts, der Sohn links, die Mutter dazwischen. ... Als er die Streitenden erblickte, warf er sich dazwischen. Dazwischen war eine lange Zeit verflossen. Sie arbeiteten, aber sie ruhten oft dazwischen. Die Nacht kam dazwischen. Einen Tag dazwischen einschalten, einschieben. Eine Woche lag dazwischen.«

Foto: Traudel Clemens

DAS LEBEN KENNT MEHR
UNTERSCHIEDLICHE ZWISCHENZEITEN
ALS DER REGENBOGEN FARBEN.

NUR IM HALBSCHATTEN
ZEITLICHER UND RÄUMLICHER
ZWISCHENWELTEN
REIFT DIE ERKENNTNIS,
DASS DAS, WAS IST, NICHT ALLES IST.

Zwischenzeiten sind Zeiten, die auf der Kippe stehen. Sie haben den Charakter von Schwellen, die für Abzweigungen offen sind. In solchen Arealen des Unbestimmten ist alles möglich, weil alles in Frage steht, in der Schwebeliste. Das gilt analog auch für räumliche Passagen, deren Existenz bis in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte nachgewiesen werden können. Man hat Schwellen, die eine Unterscheidung von Innen und Außen zulassen, bereits in den Überresten der ältesten menschlichen Siedlungsformen entdeckt. Sie waren auch da schon Orte des Mehrdeutigen, des Unbestimmten, waren Orte, aber auch Zeiten der Entscheidung, der Abzweigung, der Verwandlung, der inneren und der äußeren Veränderung. Das sind sie heute immer noch. Im Vorraum einer Arztpraxis verwandelt sich der anonyme Straßenpassant in einen Patienten. Der unauffällige Herr mit der Glatze wird, kaum hat er einen weißen Kittel angezogen, zum Herrn Doktor. Odysseus wurde bei der Heimkehr von seiner zehnjährigen Reise auf der Schwelle seines Hauses vom Bettler zum Hausherrn. Eben noch Gast, schlüpft er nach Übertreten der Schwelle in die Rolle des Gastgebers. Der Sachverhalt, dass dies nicht ohne Blutvergießen abgeht, macht die Gefahren des Schwellentransfers deutlich. Betroffene reagieren darauf gewöhnlich mit dem Schutzmechanismus »Angst«, von Psychopathologen »Schwellenangst« genannt. Seit alters her galten Schwellen als von Schwellengeistern belagerte magische Orte. Selbst für Goethes rastlos umtriebigen Faust waren sie es. Ein an der Türschwelle angebrachtes Pentagramm, volkstümlich: »Zauberknoten«, sollte den bösen Geistern einen Schrecken einjagen. Vergeblich, wie wir wissen, da sich Pudel von magischen Schutz- und Zauberzeichen nicht allzu sehr beeindrucken lassen.



Foto: Dieter Ludorf

AUF DEM HEIMWEG DÄMMERT'S – VIELLEICHT

Typisch für das Zeitalter der Industriekultur war das raumzeitliche Übergangsphänomen des »Heimwegs«. Der »Heimweg« ist ein Dazwischen in doppelter Bedeutung. Er trennt und verbindet zwei Orte, den des Arbeitsplatzes und den des Familien- bzw. Privatlebens, und er trennt die Arbeitszeit von der Freizeit. Er macht einen Unterschied zwischen beruflicher und privater Tätigkeit und ernennt sie zum plausiblen Organisationsprinzip. Der Heimweg trennt unterschiedliche Lebenswelten, verbindet sie jedoch auch mit den Mitteln eines räumlichen (Entfernung) und zeitlichen (Dauer) Übergangs. Heimweg, das ist eine vordergründig nutzlose Zeit, die allein deshalb schon nützlich ist, weil sie kreativ genutzt wird, zum Lesen, zu einem Nickerchen, einer Unterhaltung, zum Telefonieren.

EIN WEITERES ZEITLICHES Dazwischen, das täglich zweimal stattfindet, ist die Dämmerung. Ihr trauriges Schicksal verdient einen kleinen Lobgesang, der auch ein kleiner Nachruf ist. Dies nicht zuletzt, um den gehetzten Menschen unserer Tage an jene Zeiten zu erinnern, die ihnen die Chance geben, dass es ihnen »dämmt«.

NACHRUF AUF DIE BLAUE STUNDE

Dämmerung, so nennen wir jenes kurze Schattenreich, in dem es gerade noch hell genug ist zu erkennen, dass es beginnt, dunkel zu werden; oder, das gilt für die Morgendämmerung, in der sich unsere Augen langsam an jene Helligkeit gewöhnen, die uns, wenn sie übergangslos geschähe, durch Blendung belästigen würde. Die etwa halbstündige Dämmerung ist ein fließender Übergang zwischen Tag und Nacht, zwischen Helligkeit zur Dunkelheit und zwischen Dunkelheit zu erneuter Helligkeit. In der von der Zeigerlogik dominierten bürokratischen Zeitordnung unseres Tagesablaufs spielt die Dämmerung keine Rolle mehr. Das deshalb, weil der allzeit funktionsbereite Lichtschalter die natürliche Differenz und den fließenden Übergang von hell und dunkel abgeschafft hat. Nur mehr der Kurzschluss zwingt uns elektrifizierte Zeitgenossen, den Unterschied zwischen Helligkeit und Dunkelheit mehr oder weniger verblüfft zur Kenntnis zu nehmen.

DIE DÄMMERUNG, DAS macht ihre schöpferische Qualität aus, schärft den Blick in dem Moment, in dem er droht, verloren zu gehen. Ein Effekt der koexistierenden Gegensätze, den sich Theater und Kino zunutze machen, indem sie das, was sie zeigen, durch die Verdunklung des Zuschauerraumes heller erscheinen lassen. Die absichtsvoll inszenierte dämmrige Stimmung des Auditoriums erst öffnet den Theater- und Kinobesuchern die Augen für die inspirierenden Zwischenreiche von Spiel und Wirklichkeit, Rolle und Person, Verborgenen und

links Den Münchnern dämmt's – in diesem Fall sehr schön.

Unverborgenen, Sichtbarem und Unsichtbarem. Das Nahe wird fern, das Naheliegende fremd und das Fremde nah und naheliegend.

Die kosmische Dämmerung gehört heute zu den verloren gegangenen Erfahrungen. Auch literarisch hat sie ihr Anregungspotenzial weitestgehend eingebüßt. Als Thema ist sie verloren gegangen und jedes neue Gedicht über sie steht unter Kitschverdacht. Der Aufklärungsimpetus der abendländischen Kultur und das technikzentrierte Fortschritts- und Entwicklungsdenken der westlichen Zivilisation haben die Rhythmen der Natur und die kosmischen Zyklen ihrer Orientierungsfunktion im Prozess des Alltagsgeschehens beraubt. Der Kampf gegen die Schatten, gegen das Dunkel und Halbdunkel, ist längst zum profitablen Fortschrittsprogramm geworden. Was da als »Fortschritt« bejubelt und gefeiert wird, schreitet nicht, wie häufig unterstellt, stetig und gleichmäßig wie die Zeiger der Uhr auf dem Ziffernblatt voran.

WO DER MÖGLICHKEITSSINN WOHNTE

Ein Resümee im Zeitraffer: Nur im Halbschatten zeitlicher und räumlicher Zwischenwelten reift die Erkenntnis, dass das was ist, nicht alles ist. Im »Dazwischen« hat der Möglichkeitssinn seinen Erstwohnsitz. Dort, wo wir ins Übergängliche kommen, eröffnen sich neue Möglichkeiten. Der wohl größte Menschenkenner unter den Dichtern, William Shakespeare, hat im Dazwischen zur Untermiete gewohnt, als er ankündigte: »I'll teach you differences«. Auch Fernando Pessoa ist dort ein- und ausgegangen: »Ich bin der Zwischenraum zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich nicht bin, zwischen dem, was ich träume, und dem, was das Leben aus mir gemacht hat... Ich bin die Brücke des Übergangs zwischen dem, was ich nicht habe, und dem, was ich nicht will«.

MAG SEIN, DASS, wie der Volksmund es behauptet, der Teufel im Detail steckt. Trostreicher jedoch ist die Auskunft des von jeglicher Frömmigkeit weit entfernten argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges: »Gott hält sich in den Intervallen versteckt«.

Professor Dr. Karlheinz Geißler schreibt, lehrt und lebt in München (www.timesandmore.com). Mehrere Buchpublikationen zum Thema »Zeit«.

Zum Weiterlesen:

Karlheinz Geißler: Enthetzt Euch! Weniger Tempo – mehr Zeit. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2012.

Karlheinz Geißler: Alles hat seine Zeit, nur ich hab keine. Oekom Verlag, München 2011.

Karlheinz Geißler: Lob der Pause. Warum unproduktive Zeiten ein Gewinn sind. Oekom Verlag München 2010.

SIEBEN IRRTÜMER RUND UM DIE INNERE UHR

Erkenntnisse der Chronobiologie



WIR GEHEN ABENDS zu Bett und wachen morgens auf. Dies ist so trivial, dass die ›Chronobiologie‹, die Wissenschaft, die biologische Uhren im Detail untersucht, erst in den 50er Jahren etabliert wurde. Fünfundsechzig Jahre später wissen wir, dass hinter dieser Trivialität ein komplexes biologisches Kontrollsystem steckt, mit biochemischen Uhren in jeder Zelle und bei Tieren Kontrollzentren im Gehirn. Dieses evolutionär uralte Zeitsystem generiert, von einzelligen Blaualgen bis zum Menschen, einen ›Innentag‹, der alle biologischen Funktionen im Tagesablauf regelt – von Genen, über Hormone bis zum Verhalten, wie Schlaf oder kognitive Fähigkeiten. In diesem Beitrag wird der Zusammenhang zwischen innerer Uhr, der sozialen (Außen-)Uhr, Schlaf, Gesundheit und Leistung an Hand von sieben Irrtümern beleuchtet.

1. Irrtum: Die innere Uhr kann durch soziale Signale gestellt werden

Da die Länge unserer Innentage nicht genau 24 Stunden ausmacht (daher auch ›circadiane Uhr‹), muss die innere Uhr täglich gestellt werden. Bei Säugetieren geschieht dies über ein ›Uhrenzentrum‹ im Gehirn, dem suprachiasmatischen Nukleus (SCN), der über der Sehnervenkreuzung liegt. Das Stellen der Innenzeit erfolgt über Licht und Dunkelheit (wahrgenommen über spezielle Rezeptoren in der Netzhaut; Chronobiologen nennen die Umwelt-signale, die innere Uhren stellen können, Zeitgeber). Wie stark die circadiane Uhr auch des Menschen vom Zeitgeber Licht abhängt, zeigen Blinde, die keinerlei Licht wahrnehmen. Sie können sich nicht mit der Außenzeit (weder der sozialen noch der Sonnenzeit) synchronisieren, sodass ihre Innentage etwa 25 Stunden betragen, obwohl sie in regelmäßige Tagesabläufe eingebunden sind, die ihnen ausreichend soziale Signale liefern.

DAMIT SICH DIE innere Uhr mit dem 24-Stunden-Tag synchronisieren kann, muss sie auf ihren Zeitgeber zu verschiedenen Innenzeiten unterschiedlich reagieren. Licht am inneren Morgen stellt sie früher und am inneren Abend später. Soziale Signale können die innere Uhr zwar auch beeinflussen, aber nur indirekt. Wenn wir uns – etwa durch den Wecker im Sommer – früher hellerem Licht aussetzen oder uns abends früher in einen dunklen Raum zurückziehen. Es sind also immer veränderte Lichtsituationen und nicht direkt soziale Signale, die die innere Uhr verstellen.

Text: Till Roenneberg

© picture alliance dpa

links Müde Schüler im Deutschen Bundestag in Berlin während einer Regierungserklärung zur Weltkonferenz zur Zukunft der Städte im Jahr 2000.

2. Irrtum: Ostdeutsche sind aus kulturellen Gründen Frühaufsteher

Wer vom Südwesten auf der Autobahn nach Berlin fährt, wird an der Grenze zu Sachsen-Anhalt mit dem Slogan ›Willkommen im Land der Frühaufsteher‹ begrüßt. Der Stolz der Ostdeutschen, die frühesten Aufsteher der Republik zu sein, ist zwar berechtigt, dies liegt jedoch nicht an Kultur oder politischer Vergangenheit, sondern hat biologische Gründe. Die circadiane Uhr bestimmt unter anderem, wann wir schlafen sollten, was man am besten an freien Tagen beobachten kann, wenn unser Schlaf – vor allem unser Aufwachen – nicht durch Arbeits- oder Schulzeiten diktiert wird.

DIE DURCHSCHNITTLICHEN SCHLAFZEITEN an freien Tagen verspäten sich innerhalb der mitteleuropäischen Zeitzone von Osten nach Westen um vier Minuten pro Längengrad, genau so lange, wie die Sonne braucht, um einen Längengrad zu durchqueren. Die Mitte der Nacht fällt in Greenwich exakt auf Mitternacht (allerdings nur während der Normalzeit). Die Mitteleuropäische Zeitzone ist der Greenwich-Mean-Time um eine Stunde voraus; dies entspricht der Sonnenzeit in Prag oder Frankfurt an der Oder. Die Mitte der Nacht wird in Budapest nach Lokalzeit bereits um 23:45 Uhr erreicht, in Paris um circa 1:00 Uhr und am westlichsten Zipfel Spaniens erst um 1:40 Uhr. Während der Sommerzeit sind diese Unterschiede noch größer. Dementsprechend gehen Franzosen und Spanier später ins Bett als Westdeutsche und Ungarn früher als Ostdeutsche, aber nicht aus kulturellen, sondern aus biologischen Gründen.

3. Irrtum: Morgenstund hat Gold im Mund

In unserer Moral sind Frühaufsteher gut und Spätaufsteher schlecht. Die frühen Lerchen sind effizient und erfolgreich, die späten Eulen hingegen bestenfalls extrovertierte Künstler oder Intellektuelle, schlimmstenfalls üble Ganoven, verstrickt in dunkle Machenschaften. Frühtypen gelten oft auch als langweilig, weil mit ihnen abends nichts mehr anzufangen ist. Die Verschiedenheit von Eulen und Lerchen ist den meisten geläufig, sodass die Bevölkerung oft in diese beiden Gruppen eingeteilt wird. Dies ist aber so falsch wie die Einteilung nach Körpergröße in Zwerge und Riesen. Es ist richtig, dass sich innere Uhren ganz individuell in den Licht-Dunkel-Rhythmus einbetten – früher oder später – diese Unterschiede verteilen sich

jedoch (wie die Körpergröße) normal in der Bevölkerung, mit wenigen extremen Früh- und Spätaufstehern und den meisten Menschen dazwischen.

DIE INDIVIDUALITÄT DIESER ›Chronotypen‹ hat drei Ursachen: Die Funktion circadianer Uhren hängt von Genen ab, und diese sind bei jedem von uns etwas anders, so wie wir es von Haarfarbe oder Körpergröße her kennen. Der zweite Grund liegt an unserem Lichtverhalten, das sich im Laufe der Industrialisierung drastisch verändert hat. Während unsere Vorfahren tagsüber hellem Sonnenlicht ausgesetzt waren und nachts nur Kerzenlicht, verbringen wir heute an Werktagen nur etwa eine Stunde unter freiem Himmel und erhellen unsere Umgebung nach Sonnenuntergang mit elektrischem Licht. Selbst in Räumen mit großen Fenstern erhalten wir tagsüber kaum mehr als 400 Lux, während es unter freiem Himmel – je nach Bewölkung – 10 000 bis 150 000 Lux sind. Menschen, die ohne Elektrizität leben, erhalten von Abend bis Morgenrot maximal 4 Lux, während wir uns abends dem Fünf- bis Zehnfachen aussetzen. Unser Zeitgeber wird daher immer schwächer, was dazu führt, dass die innere Uhr der meisten Menschen immer später wird. Der dritte Grund liegt in unserem Alter (siehe Irrtum 4).

Die moralischen Vorstellungen von Lerchen und Eulen machten früher durchaus Sinn, da die meisten Arbeiten nur tagsüber durchgeführt werden konnten, gelten heute aber nicht mehr. Dennoch haben wir unsere Schul- und Arbeitszeiten noch nicht an die zunehmende Spätheit der Bevölkerung angepasst. Die Kluft zwischen unseren Innentagen und der sozialen Uhr (wir nennen sie ›sozialen Jetlag‹) wird immer größer. Es scheint, als lebten wir – vergleichbar mit dem Reise-Jetlag – an Arbeits- und freien Tagen in verschiedenen Zeitzonen. Wir entdecken immer mehr Folgen des sozialen Jetlags. Je größer diese zeitliche Kluft, desto weniger Schlaf bekommen wir, desto mehr Alkohol und Kaffee konsumieren wir, desto wahrscheinlicher, dass wir rauchen, übergewichtig oder sogar fettleibig werden, an Diabetes Typ II oder Depressionen leiden. Diese Folgen haben nur indirekt mit dem eigentlichen Chronotyp zu tun. Eulen leiden nur dann unter sozialem Jetlag, wenn ihre Arbeitszeiten nicht mit ihrer zeitlichen Biologie vereinbar sind und Lerchen, wenn sie unter dem Druck der späten Mehrheit nicht früh genug ins Bett kommen.

MORGENSTUND HAT ALSO längst nicht mehr Gold im Mund. Im Gegenteil, wer an Arbeitstagen nur mit dem Wecker aufwachen kann (mittlerweile sind dies 80% der Bevölkerung), hat eine höhere Wahrscheinlichkeit, (früher) krank zu werden und kostet somit mehr Geld als Menschen, die nach ihren Innenzeiten schlafen.

4. Irrtum: Jugendliche müssen nur früher ins Bett gehen, dann kommen sie auch morgens besser raus

Die meisten Eltern und Lehrer denken, dass Teenager, die den Tag als Zombies beginnen, nur früher ins Bett gehen müssten, anstatt an ihren Computern oder Handys zu kleben. Aus Gründen, die wir noch nicht genau verstehen, verändert sich der Chronotyp mit dem Alter. Die innere Uhr von Kindern ist generell früh dran, wird im Laufe der Pubertät und Adoleszenz immer später, erreicht zwischen 19 und 21 ihr Maximum im Spätsein und wird dann für den Rest des Lebens wieder früher. Diese Altersabhängigkeit existiert in allen Kulturen und Ländern und kann selbst bei Affen und Nagern nachgewiesen werden. Sie ist offensichtlich biologisches Programm und nicht pubertäre Disziplinlosigkeit.

Die Vorstellung, dass wir immer dann schlafen können, wenn wir müde sind und dies auch noch mit Disziplin steuern können, ist falsch. Die innere Uhr gibt ganz individuell nach ihren Eigenzeiten vor, wann wir am besten schlafen. Dummerweise erschwert sie aber das Einschlafen einige Stunden, bevor das innere Schlafenster aufgeht, mehr als zu jeder anderen Tageszeit, auch wenn wir noch so müde sind.

WIE IM IRRTUM 1 beschrieben, können wir durch soziale Signale unser Lichtverhalten ändern und so die Innenzeit ein wenig verstellen. Dies reicht jedoch nicht aus, um die Innenzeit eines durchschnittlichen Teenagers mit dem Schulanfang zu synchronisieren – schon gar nicht im Winter, wenn es morgens noch dunkel ist. Die Nutzung digitaler Medien bis spät in die Nacht kann die innere Uhr durchaus später stellen, was jedoch leicht verhindert werden kann, indem man eine kostenlose Applikation (f.lux) installiert, die nach Sonnenuntergang die Blauanteile aus den Bildschirmen entfernt (je blauer das Licht, desto stärker verstellt es die innere Uhr).

Besonders Jugendliche leiden an Schultagen unter chronischem Schlafentzug, daher sollten sie den verlorenen Schlaf nachholen, wann immer sie können. Sie sollten allerdings nicht in verdunkelten Zimmern schlafen, da dies der inneren Uhr vorgaukelt, es wäre noch Nacht. Obwohl sehr wenig Licht durch die geschlossenen (und im Schlaf meist nach oben gerollten) Augen trifft, reicht es aus, um dem Gehirn zu vermitteln, dass der Tag bereits angebrochen ist.

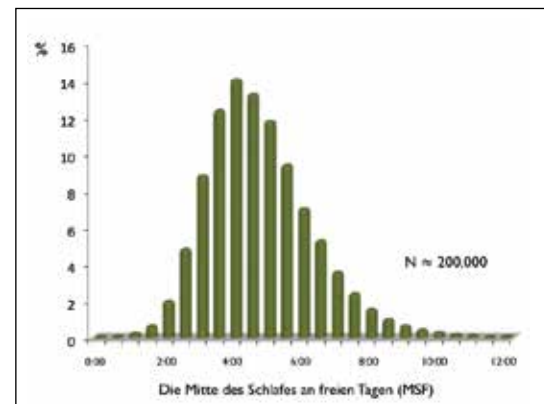
UNTER DEN HEUTIGEN urbanisierten, lichtschwachen Bedingungen unterrichten wir viele Jugendliche in der zweiten Hälfte ihrer (Innen-) Nacht. Versuche haben gezeigt, dass Jugendliche in

der ersten Unterrichtsstunde immer wieder in einen Mikroschlaf fallen, Episoden, in denen sich das Gehirn kurzfristig abmeldet. Holt man sie zu Schulbeginn ins Schlaflabor, zeigen sie die typischen Anzeichen von Narkoleptikern und fallen sofort in REM-Schlaf. Dies sind keine idealen Lernbedingungen – Schlaf ist essentiell, um Erlerntes zu konsolidieren und das Gehirn auf Neues vorzubereiten. Studien zeigen, dass die Abi-Note desto schlechter ausfällt, je später die innere Uhr eines Schülers ist, während außerhalb der Schule ein Zusammenhang zwischen Chronotyp, Leistung und Intelligenz nicht besteht.

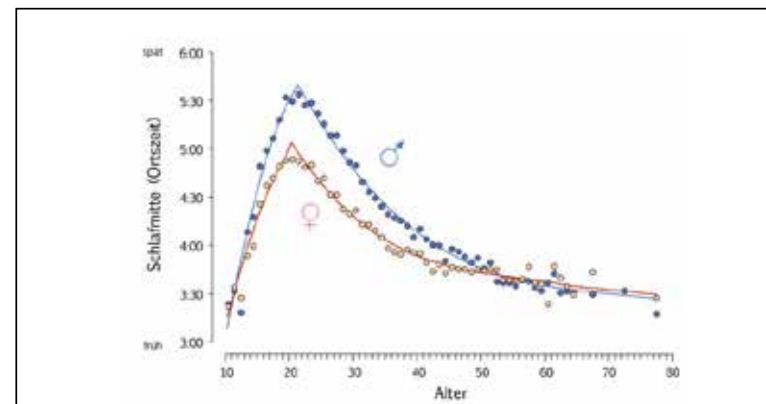
5. Irrtum: Der beste Schlaf ist der vor Mitternacht

Viele Volksweisheiten beschäftigen sich mit Schlaf – kein Wunder, er betrifft ja schließlich ein Drittel unseres Lebens. Dass der beste Schlaf vor Mitternacht liegt, ist unter den heutigen Lebensbedingungen jedoch falsch. Es ist richtig, dass die ersten Stunden unseres Schlafs besonders effektiv darin sind, den Schlafdruck, den wir in unseren Wachphasen aufbauen, wieder abzubauen, aber Schlaf hat viele Aufgaben – von Erholung über Immunfunktionen bis zur Informationsverarbeitung, Gedächtniskonsolidierung und Vorbereitung des Gehirns auf die neuen Eindrücke des nächsten Tages. Viele dieser Aufgaben werden auch oder gerade in der zweiten Schlafhälfte bewältigt. Wer zu wenig schläft, ist erschöpft, krankheitsanfälliger, hat Gedächtnisschwierigkeiten und kann weniger leisten.

WIE BEREITS BESCHRIEBEN, ist das das Konstrukt »Mitternacht« nach Lokalzeit meist nicht mehr mit der Mitte der nächtlichen Dunkelheit identisch, schon gar nicht während der Sommerzeit. Es ist übrigens entgegen der landläufigen Meinung während der Sommerzeit nicht länger hell, sondern wir kommen nur früher nach Hause, da wir laut kollektivem Beschluss eine Stunde früher zur Arbeit gehen (damit wir das nicht merken, werden unsere Uhren umgestellt). Mitternacht fällt auch nicht mit unserer Schlafmitte zusammen. Ohne Verpflichtungen schlafen die meisten Menschen in Industrieländern sogar erst gegen Mitternacht ein und wachen etwa acht Stunden später auf (siehe auch Irrtum 6). Die Mitte des Schlafes liegt im Durchschnitt um 4:30 Uhr; bei Menschen im Osten einer Zeitzone früher als bei ihren Mitmenschen im Westen, bei Teenagern später als bei Kindern und Großeltern, und auf dem Land früher als in der Stadt.



oben links Häufigkeit verschiedener Chronotypen in der deutschen Bevölkerung. Links: Häufigkeit der unterschiedlichen Schlafzeiten (z. B. »0-8« heißt, die Person schläft durchschnittlich von 0 Uhr bis 8 Uhr). Rechts: Schlafmangel bzw. -überschuss an Arbeitstagen im Vergleich zu freien Tagen.



oben rechts Der Chronotyp verändert sich im Lauf des Lebens. Auch das Geschlecht spielt eine Rolle.

rechts Sachsen-Anhalt: Land der Frühaufsteher



DER UNTERSCHIED ZWISCHEN den extremsten Lerchen und Eulen beträgt heutzutage bis zu zwölf Stunden. Wenn man Stadtmenschen aufs Land verfrachtet, wo sie tags ausschließlich draußen sind und nachts keine Lichtverschmutzung erleben, rücken Lerchen und Eulen näher zusammen und man schläft früher. Die Weisheit vom gesunden Schlaf vor Mitternacht mag daher für unsere Vorfahren durchaus richtig gewesen sein, heute gilt sie allerdings nur noch für wenige Frütypen, die sich nicht in der Pubertät befinden und auf dem Land am östlichen Rand einer Zeitzone leben.

6. Irrtum: Es gibt Frühaufsteher und Langschläfer

Dieses Wortpaar ähnelt den berühmten Äpfeln und Birnen, denn »früh« gehört zu »spät« und »lang« zu »kurz«. Schlafdauer und -zeitpunkt sind zwei unabhängige Eigenschaften, die sich beide in der Bevölkerung glockenförmig verteilen. Unter den frühen Chronotypen gibt es genauso viele Lang- und Kurzschläfer wie unter den Spättypen und unter den Kurzschläfern ebenso viele Früh- und Spättypen wie unter den Langschläfern. Daher ist die Vorstellung dass Menschen, die später aufstehen, länger schlafen, falsch. Sie geht davon aus, dass alle Menschen zu ähnlichen Zeiten einschlafen, was unserer Erfahrung widerspricht.

FAST EIN VIERTEL der Bevölkerung schläft im Durchschnitt ungefähr acht Stunden; nahezu 60 % brauchen zwischen 7,5 und 8,5 Stunden. Menschen, die auf Dauer mit weniger als fünf Stunden auskommen oder mehr als zehn benötigen, sind äußerst selten. Wie beim Chronotyp hängt die Schlafdauer vom Alter ab. Kinder schlafen am längsten und ältere Menschen am wenigsten. Betrachtet man jedoch die Schlafdauer getrennt an Arbeits- und freien Tagen, ergibt sich ein erschreckendes Bild. Vom 16. bis zum 65. Lebensjahr kommen die meisten Menschen an Arbeitstagen auf nicht viel mehr als sieben Stunden, während Kinder und Jugendliche an freien Tagen bis zu zehn und Menschen um die 50 knapp acht Stunden schlafen. Auf Grund der späten inneren Uhren kommt auch das Signal zum Einschlafen spät, sodass wir bis zum Wecker-Klingeln nicht lange genug geschlafen haben; dieses Schlafdefizit holen wir an freien Tagen nach (besonders späte Chronotypen müssen oft die Hälfte ihrer freien Tage verschlafen). Die meisten von uns sind also beides, »Frühaufsteher« und »Langschläfer«, ersteres an Arbeitstagen und letzteres an freien Tagen. Der Eindruck, dass ältere Menschen weniger Schlaf brauchen, ist über die gesamte

Lebensspanne zwar richtig, nur zeigen Statistiken, dass die Schlafdauer im Ruhestand wieder länger wird, da einem die Werkstage nicht mehr so viel Schlaf rauben.

7. Irrtum: Man kann seine innere Uhr vor dem Einschlafen stellen

Manche Menschen können sich abends vornehmen, zu einer bestimmten Zeit aufzuwachen. Dieser »innere Wecker« funktioniert am besten, wenn er immer zur gleichen Zeit »klingeln« soll. Viele Menschen, die werktags den (äußeren) Wecker auf die gleiche Zeit stellen, wachen an Arbeitstagen schon vor dem Klingeln auf oder sind an freien Tagen zu dieser Zeit kurz wach, bevor sie erleichtert wieder einschlafen. Geübte können den »inneren Wecker« auch auf jede beliebige Zeit stellen. Obwohl dieser Wecker die innere Uhr benutzt, ist es ein eigenständiges System, das wahrscheinlich mit dem Programm der Zeit-Raum-Assoziation zusammenhängt. Wichtige Informationen über die Umwelt haben sowohl zeitliche wie räumliche Eigenschaften. Zu bestimmten Zeiten sind an bestimmten Orten Futterquellen verfügbar oder Feinde anwesend. Um diese Raum-Zeit-Informationen verarbeiten zu können, werden sie in einer »Kopfuhr« gespeichert. Die Zeit-Raum-Assoziation wurde experimentell untersucht, indem man Versuchstieren Nahrung zu bestimmten Tageszeiten an verschiedenen Stellen (etwa eines Versuchslabyrinths) anbot. Die Tiere lernten diese Aufgaben schnell und suchten ihr Futter zu verschiedenen Tages- oder Nachtzeiten an den jeweils voraussagbaren Stellen. Es liegt daher nahe, dass sich unsere Fähigkeit, einen »inneren Wecker« zu stellen, dieses Programms bedient. Das heißt jedoch nicht, dass man seine innere Uhr neu stellt. Im Gegenteil, wie beim echten Wecker ist es wichtig, dass die Uhrzeiten unverändert weiterlaufen und man nur eine bestimmte Zeit »markiert«, zu der man geweckt werden soll.


UNSERE INNERE UHR ist ein fundamentales biologisches System, an dem viele spezielle Gene beteiligt sind, die in praktisch jeder Zelle unseres Körpers einen biochemischen Innentag generieren. Diese Zelluhren werden über eine Zentrale im Gehirn koordiniert und mit dem Licht-Dunkel-Wechsel synchronisiert. Praktisch jede Körperfunktion im Tagesablauf wird von der inneren Uhr beeinflusst. Für diese ist die (sehr individuelle) Innenzeit relevanter als die Zeit, die wir von Uhrenblättern erfahren. Da sich diese Innenzeit unter modernen Lebensbedingungen kontinuierlich verändert, müssen wir auch unsere gesellschaftlichen Zeiten hinterfragen. Anderenfalls schaffen wir übermüdete, überforderte und übergewichtige Bürger, die der Krankenkostenexplosion zuarbeiten.

Professor Dr. Till Roenneberg ist Chronobiologe am Institut für Medizinische Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und Präsident der European Biological Rhythms Society (EBRS).

Weitere Informationen
Test der Ludwig-Maximilians-Universität: Welcher Chronotyp sind Sie?

www.bioinfo.mpg.de/mctq/core_work_life/core/introduction.jsp?language=deu

© LMU, INSTITUT FÜR MEDIZINISCHE PSYCHOLOGIE, ZENTRUM FÜR CHRONOBIOLOGIE | Wikipedia Jochen Jansen



Müssen Hunde wissen, wie spät es ist?

Wie Tiere Zeit erleben

vorhergehende Doppelseite Die Zugvögel folgen ihrer inneren Uhr. Im letzten Herbst flogen die Kraniche bis Ende November über den Landkreis Fulda. Das Bild wurde Mitte November 2013 in der Abenddämmerung in Künzell bei Fulda aufgenommen.

oben Konrad Lorenz im Gänsemarsch mit den Graugänsen, die er sofort nach dem Schlüpfen auf sich geprägt hatte.

darunter Der Dackel versteht es besonders gut, mit seinem sprichwörtlich gewordenen vorwurfsvollen »Dackelblick« sein Herrchen oder Frauchen an den längst fälligen Spaziergang zu erinnern.

darunter Katzen schlafen tagsüber ausgiebig. Lieber sind sie in der Dämmerung und nachts aktiv. Sie sehen gut bei schwachem Licht.

»BESSER WÄR'S, SIE wüssten es nicht«, wird so mancher Hundehalter stöhnend gewünscht haben. Dann könnten Frauchen oder Herrchen bestimmen, wann es Zeit zum Gassigehen ist, und nicht die Hunde. Die sollten sich besser ein Beispiel an ihrem Lieblingsfeind, der Katze, nehmen. Den lieben langen Tag kann sie genussvoll verschlafen, und sei dieser noch so schön. Doch der Hund schiebt sich fordernd hinein in unseren meistens viel zu dichten Zeitplan, der gleich beide große Stressverursacher in einem Wort vereint, die Zeit und den Plan. Auf die Frage, was er mit am meisten an Tieren schätze, soll Konrad Lorenz einstens geantwortet haben: »Dass sie so herrlich faul sein können!« Diese Erkenntnis kam dem Vater der Vergleichenden Verhaltensforschung und Nobelpreisträger offenbar gerade, als er umgeben von seinen auf ihn geprägten Gänsen in einem Schlammloch saß. Die munteren Gössel hielten ihn davon ab, über das Thema weiter zu philosophieren. Einige seiner Schüler und Hundertschaften anderer Zoologen griffen es auf und arbeiteten sich – meistens allerdings unter großem Zeitdruck, weil die Forschungsgelder zeitlich begrenzt waren – mit raffinierten Fragestellungen und schwerem Gerät hinein in das Zeitempfinden der unterschiedlichsten Tiere, ja sogar der Pflanzen. Als bald ergab sich daraus der Verdacht, dass die Uhr, mit der wir die Zeit messen, nichts wesentlich anderes leistet als das, was die inneren Uhren anderer Lebewesen seit Urzeiten beherrschen, nämlich den rechten Umgang mit der Zeit. Vielleicht ticken unsere Uhren gar nicht richtig, will heißen, biologisch vernünftig, weil sie uns eine Zeit aufzwingen, die für unseren Körper oftmals nicht die richtige ist. Von Natur aus würden wir anders ticken, so man uns ließe. Das Gefühl sagt uns das, seit wir in die Schule mussten. Doch mögen wir auch noch so rebellieren gegen zu knappe Zeit und Terminstress, unsere inneren Uhren werden dazu nicht (mehr) gehört, seit es die äußeren, die mechanischen und gänzlich gefühllosen Ticker gibt. Frustrierend ist das, und zwar für die allermeisten von uns. Sogar im Urlaub oder in der Freizeit, wenn wir Zeit haben sollten, kämpfen wir mit der Zeit, weil auch diese freie Zeit verplant sein will. Sonst wird uns die Zeit lang, was in noch mehr Stress auszuarten pflegt. Wir können damit nicht umgehen wie die Katze, die sich selbstzufrieden schnurrend in den Tag versenkt.

Text: **Josef H. Reichholf**



© Picture alliance | United Archives | DEA PICTURE LIBRARY | Wikimedia Commons Dan Bennett | Wikimedia Commons Earth 88

Licht macht die Zeit

Sehen wir uns daher, vielleicht zur Beruhigung, ein wenig um im Kreis der anderen Lebewesen, mit denen wir das Leben im Tag-und-Nacht-Rhythmus der Zeit teilen. Er ist der grundlegende Zeitgeber für so gut wie alle Lebewesen, die nicht in den lichtlosen, dauerkalten Tiefen der Meere, in finstersten Höhlen oder als winzige Bakterien in der Gesteinskruste der Erde leben. Alles Leben, das irgendwie dem Licht ausgesetzt ist, folgt seinem Wechsel auch mit den Lebensvorgängen. Das Licht „macht“ die Zeit; im Dauerlicht gäbe es sie ebenso wenig wie im Dauerdunkel. Einfach weil sie nicht messbar, nicht erfassbar wäre.

DEN WECHSEL VON Tag und Nacht sowie den Jahreslauf nehmen wir und alle ihm unterworfenen Lebewesen als Gegebenheit hin. Wir »machen« das Beste daraus und teilen uns die Zeit ein, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Unser aktiver Anteil daran bleibt zwar, wenn wir's ehrlich betrachten, meistens gering, mitunter fast vernachlässigbar, weil andere »Kräfte«, auch Umstände oder Institutionen genannt, uns ihren Zeitplan als Vorgabe aufzwingen. Könnten wir dem Lauf der Zeit so folgen, wie wir möchten, empfänden wir keinen Zwang. Frei wie die Vögel könnten wir uns fühlen, schlafen, wann wir es möchten und ähnlich unserem Hund dem Chef sagen, dass es gerade jetzt Zeit für den Ausgang ist. Oder für ein Ruhestündchen. Eine so unmögliche Vorstellung ist das, dass wir sie als kindlich-naiv belächeln, oder plötzlich, in einem Anfall übersäumender Emotionen, unsere (von der durchgeplanten Zeit auferlegte) Pflicht vergessen und uns eine »Auszeit« nehmen. Die milde Form davon ist der wehmütige Blick auf die Vögel, die da durch die Lüfte fliegen, auf den Schmetterling, der wie leicht betrunken von Blüte zu Blüte taumelt oder eben auf den Hund, dem wir sein Verlangen nach draußen zugestehen und nachsehen zugleich. Er versteht eben nichts vom Zwang äußerer Termine. Sein Gefühl, hinaus zu müssen, auch wenn er gar nicht so sehr »muss«, genügt ihm. Er hat seine Zeit und diese unterscheidet sich von unserer so sehr, weil wir dem normalen, dem an sich vernünftigen Rhythmus des Zeitlaufes nicht (mehr) folgen. Dass wir dazu neigen, einen erheblichen Teil der Nacht zum Tag zu machen, sieht er uns wohl deswegen nach, weil er im für uns Dunklen immer noch ganz gut sieht. Und dann einfach tagsüber, wenn nichts los ist, seinen Schlaf nachholt.

Die Sommerzeit verstört Kühe

Soweit so wenig aufschlussreich. Der Hund ist nämlich kein sonderlich gutes Beispiel dafür, unter welchem Zeitdruck Tiere stehen können. Wie schon die Nutztiere im Stall. Wir hören

davon jedes Mal wieder in den Nachrichten, wenn »die Zeit umgestellt wird«, nämlich von der Winter- zur Sommerzeit und zurück. Da machen die Kühe Schwierigkeiten, weil ihnen die Stunde fehlt oder verfrüht kommt. Diese lächerliche Stunde wollen sie tagelang nicht akzeptieren. Der Hund hingegen hat sich längst vorher von Tag zu Tag umgestellt und wird mit zunehmender Tageslänge früher wach bzw. schläft einfach am Morgen weiter, bis es für ihn hell genug fürs Hinausgehen ist. Die Katze lässt uns zumeist ganz im Unklaren darüber, wie sie innerlich tickt. Wenn »ihre Zeit« gekommen ist, um die sie nur selbst weiß, wird sie zur nächtlichen Streunerin, und die Kater magern ab, weil sie kaum noch Zeit haben, sich um ihr Futter zu kümmern, so sehr nimmt ihnen ihr Katzen(ge)jammer alle Zeit, die sie sonst im Überfluss haben. Wenn wir es ausnahmsweise einmal nicht allzu eilig haben, bekommen wir wenigstens von unseren Haustieren mit, dass Bestimmtes in ihrem Leben seine Zeit hat, vor allem solche Vorgänge, die bei uns selbst von keiner bestimmten Zeit abhängig sind. In höchst merkwürdigem Gegensatz zu unserer sonstigen Zeitknappheit haben wir dann sofort Zeit oder finden sie, wenn es »dafür« an der Zeit ist. Lang, lang ist's her, da hatte sicher auch das Menschengeschlecht (s)eine Hohe Zeit zu einer bestimmten Jahreszeit. Der Frühling war es wohl eher nicht, denn dann wären unsere Kleinen ganz unpassend mitten im Winter zur Welt gekommen. Die Zeit der Fülle, Spätsommer und Herbst, würden besser passen für die Hohe Zeit, denn die Geburten fielen sodann in die gute Zeit

des Frühlings. Was sicher günstig war in der Steinzeit, als es noch keine geheizten Häuser und sonstige zivilisatorischen Annehmlichkeiten gab. Im Herbst ist bekanntlich auch die Brunftzeit der Hirsche. Und wie sie da röhren, dass einem das Hören vergehen kann. Heftig geht es dann im Winter bei den Steinböcken zur Sache, wenn sie um die Gunst der Steingeißen buhlen. Ihre Paarungszeit passt bestens für die Geburt der Kitz im Frühsommer. In manchen Gebirgsregionen benehmen sich junge Männer zur selben Winterszeit ähnlich wie die Steinböcke. Sie setzen Hörner auf und halten ihr »Treiben« für Tradition.

Zu spät kommen ist ganz natürlich

Sobald wir uns auch nur ein wenig Zeit nehmen, ins Leben der Tiere zu blicken, sehen wir überall ihr Eingebundensein in Zeitläufe. Sie folgen dem Tag-Nacht-Wechsel in einem »circa-dianen« Rhythmus, gerade so wie wir (eigentlich) auch. »Circa« meint, dass der innere Tagesrhythmus dazu neigt, sich über 24 Stunden hinaus etwas in die Länge zu ziehen. Lässt man ihn frei laufen, was in unterirdischen Bunkern an dafür gewonnenen Studierenden und an zahlreichen Tierarten schon vor einem halben Jahrhundert ausprobiert worden war, läuft der innere Rhythmus frei weiter und verspätet sich zunehmend. Unsere Neigung zum Zuspätkommen fand so ihre natürliche Erklärung und sogar die Anknüpfung an viele andere Lebewesen, denen es genauso geht. Es ist der Tagesgang der Helligkeit, der die inneren Uhren immer wieder auf die richtige Außenzeit zurückstellt. Dieser unterliegt aber



oben Kohlmeise beim Füttern eines – fast schon erwachsenen – Jungvogels.
 darunter Kühe haben Schwierigkeiten mit der Sommerzeit. »Die zusätzliche Stunde schlägt sich dann recht schnell im Euter nieder«, macht Landwirt Günter Knorr deutlich. »Wir melken deshalb morgens und abends jeweils eine halbe Stunde früher«, so der Milchproduzent aus Burgkunstadt-Mainroth im Landkreis Lichtenfels.
 daneben Singender Zaunkönig bei der Verteidigung seines Reviers.
 rechts Röhrender Hirsch während der Brunftzeit.

© Andreas Trepte | Andi Welz | WIKIMEDIA Commons Highway 4B | Wikipedia, Bill Ebbesen



in den außertropischen Breiten einem festen Jahresgang, der von der tatsächlichen geografischen Breitenlage abhängt. Wir nennen diesen: Jahreszeiten. Uns betreffen sie vornehmlich mit Frühlingsgefühlen, Herbstdepressionen, innerem Drang, in (Sommer-)Ferien zu gehen und vorwinterliche Einkäufe zu machen. Am meisten verbinden wir die Jahreszeiten aber mit »der Natur«, wie dem Wetter, das sich oft gar nicht daran hält, und den Singvögeln, denen wir das Künden des Frühlings (oder auch nur des Morgens – »es war die Nachtigall und nicht die Lerche!«) zuschreiben. Eine zumeist diffuse, aber durchaus zutreffende Vorstellung von ihrem Lebenslauf sagt uns, dass dieser so zu sein hat: Ankunft im Brutgebiet, Wahl des Nistplatzes, Gesang und Revier-Verteidigung gegen die Konkurrenz, Nestbau, Bebrütung des Geleges, Fütterung der Jungen, bis sie ausfliegen und selbständig sind, danach Erneuerung des ramponierten Gefieders, Mauser genannt, Anfuttern von Fettvorräten als Treibstoff für den Flug ins Winterquartier und schlussendlich kurzes Ausruhen in den warmen Tropen, bis es schon wieder Zeit ist für den Frühjahrszug zurück ins Brutgebiet. Und so fort, Jahr für Jahr, so lange das Vögelchen lebt. Von wegen »zeitlos« also. »Frei wie ein Vogel« verliert, so betrachtet, fast alles von der zugeschriebenen »Freiheit«. Auch im Tageslauf. Da heißt es im Frühsommer nach sehr kurzer Nacht zunächst singen aus voller Brust, dass die ganze Konkurrenz der Umgebung weiß, dass man (= Vogelmännchen) noch da und selbstverständlich auch jederzeit für einen Seitensprung bereit ist, wenn die dritt nächste Nachbarin das gern hätte und schnell mal im Morgengrauen angefliegen kommen sollte. Kaum ist es hell genug, die kleinen grünen Raupen im Blattwerk zu finden, geht das Füttern los, wenn schon Junge im Nest sind. Futter suchen, auf Schmackhaftigkeit testen, den Jungen verfüttern, wieder zurück auf Suche und das hunderte Male am Tag, weil die Kleinen scheinbar nie satt werden. Wer am Nistkasten im Garten den Meisen zugeschaut hat,



rechts Mauersegler verlassen manchmal ihre Jungen, wenn die Zeit knapp wird. Weiterführende Informationen - auch für die Rettung von abgestürzten Mauerseglern - gibt die Deutsche Gesellschaft für Mauersegler www.mauersegler.com

unten links Lichtverschmutzung in Mitteleuropa in einer Aufnahme von 2012 vom Suomi National Polar-orbiting Partnership-Satellit aus. An Bord befindet sich ein abbildendes Strahlenmessgerät für den sichtbaren und infraroten Bereich (VIRS = Visible and Infrared Scanner).

daneben Zahllose Insekten werden Opfer künstlichen Lichts.

darunter Bestimmte Palolo-Würmer des tropischen Westpazifiks schwimmen zur Fortpflanzung zur Meeresoberfläche und lösen ihren mit Eiern und Sperma beladenen Hinterleib dabei auf. Dieses Ereignis ist nur in wenigen aufeinander folgenden Nächten im Februar, bei einer anderen Art im November, zu beobachten und dauert ein paar Stunden. Die roten, grünen und gelben Würmer gelten als Delikatesse.

wenn sie in höchster Intensität ihre Brut versorgen (müssen), wird so ein Beobachten der Natur nicht gerade als Beruhigung seiner Nerven empfunden. Und den Vogeleltern Respekt zollen. Der große Rest ihres Lebens läuft aber viel heimlicher ab. Selbst sehr gute Ornithologen tun sich schwer, die Vögel in der Zeit aufzuspüren, in der sie mausern und »zugfett« werden, wie es im Fachjargon heißt. Erst mit frischem Gefieder, gut gerüstet für die mehr oder minder lange Reise in den Süden, werden die Kleinvögel wieder auffälliger. Bis sie weg sind. In mond hellen Nächten sehen wir vielleicht winzige Silhouetten an der Mondscheibe vorbeifliegen oder wir hören ihre Rufe, die Kenner den verschiedenen ziehenden Arten zuordnen können. Sie sind nun unterwegs auf ihren Tausende von Kilometern weiten Flügen in ferne Winterquartiere, in denen der Tisch alles andere als reich gedeckt ist, sondern eben gerade zum Überwintern reicht, wenn sonst alles gut geht. Ein knappes Zeitbudget steht auch dort an. Es gilt, die einigermaßen günstigen Stellen zu finden, wieder Fett für den Rückflug zu speichern, und dann geht es auch schon wieder los zurück in die Brutgebiete.

Die innere Uhr der Zugvögel

Für manche Zugvogelarten ist das Zeitbudget sogar so eng, dass sie in manchen Jahren ihre Jungen zurück- und verhungern lassen, wenn sie aus Gründen schlechter Witterung mit der Eiablage verspätet waren. Ihre innere Uhr kommandiert: Es ist Zeit, wegzufiegen. Bei Mauerseglern geschieht dies immer wieder. Auch manch andere späte Brut wird aufgegeben, weil sie zu spät angefangen worden ist. Das innere Programm, das wie eine Jahresuhr abläuft, lässt nicht viel Freiraum; vor allem dann nicht, wenn das Frühjahr spät kommt. Dann kann es eng werden. Von der Vorstellung »frei wie ein Vogel« bleibt nichts weiter übrig als eine Flucht auf eigenen Schwingen.

Kaum mehr Freiraum haben die Säugetiere. Katze und Hund sind als Haustiere wirklich keine guten Beispiele für den Umgang der Tiere mit der Zeit.



© Marion Krüger-Wiegand | Earth Observation Group | NOAA National Geophysical Data Center | Thomas Schreiber | Christoph Kleßig



Ihr jahrtausendlanges Leben in der Menschenwelt hat sie weitgehend entkoppelt von den natürlichen Zeitgebern und Zeitläufen. Bei den Hunden, den mit Abstand ältesten Haustieren der Menschen (vom Menschenfloh abgesehen), entstand sogar aus der ursprünglich einmaligen Paarungszeit im Jahr, wie sie die Wölfe, ihre Vorfahren, haben, eine zweimalige, zeitlich nicht fest liegende. Immerhin ist das ein erster Schritt in die Richtung, die die Menschenfrau mit ihren etwa 12 fruchtbaren Perioden im Jahr längst eingeschlagen hat, was sehr ungewöhnlich ist. Den Ursprung des beim Menschen frei laufenden Sexualzyklus ohne Bindung an eine Jahreszeit kennen wir nicht.

Auch Würmer lieben im Mondzyklus

Am genauesten mit der Zeit gehen aber nicht die Vögel oder die Säugetiere um, sondern manche Insekten und bestimmte Würmer. Sie haben sich – der Hinweis drängt sich hier geradezu auf – schon Urzeiten lang vor den Menschenfrauen auf den Mond und seinen Zyklus eingestellt. Streng und präzise folgen bestimmte, an Meeresküsten mit Seegras lebende Mücken dem »Lunarzyklus«, Monat für Monat. Der Palolowurm der Südsee, ein Meerewurm, trieb die Synchronisation seiner Fortpflanzung mit dem Mond aber auf die Spitze. In der zweiten und dritten Nacht nach dem dritten Mondviertel im November steigen diese Würmer vom Meeresgrund zur Oberfläche empor. In einer suppenartigen Masse vereinigen sie sich zur

Paarung. Myriaden von Eiern werden dabei freigesetzt, so dass das Meer wie mit griesartiger Milch erfüllt zu sein scheint. Die Menge ist so riesig, dass die vereinten Kräfte aller möglichen Wurmesser bei weitem nicht ausreichen, den Nachwuchs zu dezimieren; auch die der Südseeinsulaner der betreffenden Gegenden (Samoa) nicht, für die diese Würmer eine Delikatesse sind. Ein Jahr darauf wird sich ein gleichartiges Schauspiel bei Vollmond wiederholen; meist mit einem »Vorspiel« genau einen Monat davor.

Lichtverschmutzung ist Zeitverwischung

Fassen wir diese Facetten und viele andere, gut untersuchte Beispiele aus der Tierwelt zusammen, so ergibt sich daraus ganz klar, dass so gut wie alle Lebewesen dem Lauf der Zeit unterworfen sind. Sie benutzen äußere Zeitgeber wie Tageslänge und Sonnenstand, die Tageszeit und die Jahreszeit. Ihr Leben wird davon präzise bestimmt, auch das Leben sehr vieler Pflanzen. Wann sie blühen und fruchten, richtet sich genauso nach äußeren Zeitgebern wie die Phasen ihres intensiven Wachstums. Der mit Abstand wichtigste ist das Licht. Vom Wetter und seinen Kapriolen lassen sich Pflanzen und Tiere in aller Regel nicht täuschen. Wohl aber vom Menschen, wenn dieser mit künstlichem Licht die eigentlich kurzen Tage verlängert und damit Positionen vortäuscht, die Tausende Kilometer näher am Äquator liegen würden. Unter dem veränderten Lichtregime stellen sich mit der Zeit andere Tages- und Jahresrhythmen ein. Nicht allzu viel deutet jedoch darauf hin, dass die darauf reagierenden Vögel stärker unter den verzerrten Hell- und Dunkel-Zyklen leiden würden als wir selbst, die wir uns des natürlichen Tages- und Jahresrhythmus berauben, weil wir meinen, das müsse so sein. Am meisten getroffen werden vom Kunstlicht wahrscheinlich die nachtaktiven Insekten, allen voran viele Schmetterlinge, weil sie von den Lampen angezogen werden. Lichtverschmutzung nennt man dies ganz zutreffend. Ein treffenderer Begriff wäre überfällig: »Zeitverwischung«, vielleicht sollte man es sogar Zeitverschmutzung (time pollution) nennen.

ES IST JA sonnenklar, dass das »Keine-Zeit-Haben« krank macht, würden uns die Tiere sagen. Da hat es nun ein Lebewesen geschafft, sich weit mehr als alle anderen vom Zwang der äußeren Zeit zu lösen, und was macht es mit dieser Freiheit? Es unterwirft sich dem Diktat der Uhr! Da richtet sich die Natur doch lieber nach der Sonne.

Professor Dr. Josef H. Reichholf, Zoologe, Evolutionsbiologe und Ökologe, ist Honorarprofessor der Technischen Universität München und war von 1974 bis 2010 Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München.

»BEDENCK DAS END, ZEIT LAUFFT BEHEND.«

Uhren im Bayerischen Nationalmuseum

Text: Raphael Beuing

UHREN FASZINIEREN SEIT jeher: Sie führen den unaufhaltsamen Ablauf der Zeit und die Vergänglichkeit allen menschlichen Daseins eindrücklich vor Augen. Dies gilt für mechanische Räderuhren ebenso wie für sogenannte Elementaruhren, also zum Beispiel Sonnen-, Sand- oder Wasseruhren. Was das Weiterücken des Zeigers oder das Rinnen von Sand hinter ihrer primären Funktionsebene andeuten, wird oftmals durch bildliche Darstellungen und mahrende Inschriften tief sinnig unterstrichen. Die Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit, die den Räderwerken von Uhren innewohnt, mögen in Zeiten der inneren oder äußeren Unruhe eine Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung symbolisieren. Die Mechanismen von Räderuhren waren vor allem im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit Werke der Spitzentechnologie und daher Prestigeobjekte, die an keinem Fürstenhof und in keinem vornehmen Haushalt fehlen durften. Von diesen Facetten erzählt die Uhrensammlung des Bayerischen Nationalmuseums in München, die als eine der bedeutendsten in Deutschland gilt. Es ist zwar gegenwärtig kein ganzer Museumssaal der Zeitmessung gewidmet, aber in verschiedenen Sälen finden sich bedeutende Werke aus fünf Jahrhunderten, von denen hier einige charakteristische Stücke vorgestellt werden.

Räderuhren im späten Mittelalter

Die um 1300 aufkommenden Räderuhren hatten in ihrer Frühzeit kein handliches Format, das für den häuslichen Gebrauch geeignet war, sondern es handelte sich um Monumentaluhren an öffentlichen Orten, wo sie die Ordnung und den Tagesablauf einer größeren Gemeinschaft zu sichern halfen, zum Beispiel an städtischen Uhrtürmen oder in Klöstern. Naturgemäß sind solche Werke eher selten in Museen gelangt, doch eines der ältesten Stücke der Uhrensammlung und eines der eindrucksvollsten Objekte des Museums überhaupt stammt von einer solchen Großuhr. Es handelt sich um ein hölzernes Skelett, das auf einem Löwen reitet und Teil einer Uhr aus dem Münster in Heilsbronn in Mittelfranken war. Die 1513 geschaffene Figur stand ehemals auf einem Kasten, der das Uhrwerk beherbergte. Durch einen Mechanis-

mus hob der Knochenmann zur vollen Stunde den rechten Arm und schlug mit einem Knochen auf eine Glocke, die im Kopf des Löwen verborgen war. Gleichzeitig öffnete sich der Unterkiefer des Skeletts, und der Löwe bewegte seine Zunge. Die Uhr gewährleistete den organisierten Tagesrhythmus der Zisterziensermönche in Heilsbronn, aber zugleich mahnt das Skelett schonungslos, die Zeit sinnvoll zu nützen.

Das 16. Jahrhundert: Vielfalt und Kuriositäten

Die rasante Entwicklung der Uhrenherstellung führte im späten 15. und im 16. Jahrhundert zu kleineren und schließlich auch tragbaren Zeitmessern, die freilich nur für wenige vermögende Personen erschwinglich waren. Der praktische Nutzen der ohnehin nicht sehr genauen Uhren stand dabei eher im Hintergrund, kam es doch in gleicher Weise auf einen reichen Dekor oder auf kuriose Formen an. Ein solches Objekt ist ein Streitkolben von etwa 1580, dessen Kopf als Uhrgehäuse dient und der auf einer Seite ein Zifferblatt trägt. Als wirksame Waffe wird der Streitkolben aufgrund der zierlichen Schlagblätter kaum gedient haben, vielmehr war er wie ein Zepter ein Würdezeichen, das die Uhr zu einem Luxusobjekt und Statussymbol sondergleichen erhob.

WEIT VERBREITET WAREN ab dem 16. Jahrhundert sodann Tischuhren von verschiedener Gestalt. Darunter sei die Tischuhr des Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten Ottheinrich genannt, ausgestellt im Zweigmuseum »Kunst- und Wunderkammer auf Burg Trausnitz« in Landshut. Ottheinrich war ein großer Liebhaber von Uhren und astronomischen Instrumenten. Das Zifferblatt hat zwei Stundenzeiger und daher zwei verschiedene Stundenzählungen: Ein Zeiger gibt die sogenannte Kleine Uhr mit der Zählung I–XII an, der andere zählt die Ganze Uhr auf den Skalen 1–24 sowie viermal I–VI, wie sie in Italien und Böhmen üblich war.

Beliebt waren ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Figuren-uhren mit spielerischen Funktionen, so beispielsweise in der Form eines Elefanten. Gehwerk und Schlagwerk sind in dem Turm verborgen, den der Dickhäuter auf seinem Rücken



Alle Fotos dieses Artikels © Bayerisches Nationalmuseum | Seite 31 Bastian Krack



oben links Tischuhr des Uhrenliebhabers Pfalzgraf Ottheinrich. Neuburg an der Donau (?), um 1540. Ausgestellt in Landshut, Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz.

daneben Vielflächen-Sonnenuhr: Für jede »heitre Stunde« steht eine Fläche zur Verfügung. Heinrich Koch, Esslingen, 1578. Ausgestellt in Landshut, Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz.

daneben Eine Zierwaffe als Zeitmesser: Streitkolben mit Uhr. Süddeutsch, um 1580.

Mitte links Silberuhr mit Blitze schleuderndem Jupiter auf der Spitze von Johann I. Bartermann u. a., Augsburg, um 1700.

Mitte rechts Figuren- und Elefantuhr mit rollenden Augen von Nikolaus Schmidt d. Ä., Augsburg, um 1580/90.

unten links Die Zeit in außerirdischen Dimensionen: Ein Planetarium von George William Adams, London, um 1745.

daneben Schlagkräftiges Memento Mori: Tod auf einem Löwen als Schlagfigur einer Uhr aus Heilsbronn. Mittelfranken, 1513.

daneben Die Metallrestauratoren des Bayerischen Nationalmuseums, Joachim Kreutner und Andreas Kreil, bei der Restaurierung der Augsburger Silberuhr.



Darüber hinaus wurde die Bewegung der Unruhe auf die Augen des Elefanten übertragen, die fortwährend hin und her rollten. Zudem handelt es sich hier um ein exotisches und daher seltenes und kostbares Tier, genauer noch um einen Kriegselefanten, der militärische Tüchtigkeit symbolisiert – ein Werk also, in dem sich die fürstlichen Ansprüche seines Besitzers spiegeln.

WÄHREND RÄDERUHREN IM Laufe der Zeit immer weiter optimiert wurden, blieben Sonnen- und Sanduhren weiterhin in Gebrauch. Neben einfacheren, eher bürgerlichen Sonnenuhren besitzt das Nationalmuseum ein besonders kostbares Exemplar von 1578, das im Zweigmuseum in Landshut ausgestellt ist. Es hat die Form eines Polyeders, und wenn die Uhr mittels eines Kompasses nach Süden ausgerichtet ist, ermöglichen 25 verschieden geneigte Flächen mit jeweils einer eigenen Skala die Zeitablesung zu jeder Stunde des Tages sowie verschiedene Zeitzählungen. Zugleich kann die Übereinstimmung der einzelnen Angaben kontrolliert werden. Freilich ist eine solche Vielflächen-Sonnenuhr weitgehend eine Spielerei, die neben einer Huldigung an Herzog Ludwig von Württemberg auch einen mahnenden Spruch aufweist: »Hie kurtze Frist, dort ewig ist. Bedenck das End, Zeit laufft behend.«

Barocke Prunkstücke aus Wittelsbacher Schlössern

Ein Werk, das keinen Aufwand an Prachtentfaltung scheut, ist eine monumentale Prunkuhr aus der Münchener Residenz, die exemplarisch für die einzigartigen barocken Uhren aus den Wittelsbacher Sammlungen steht. Sie entstand um 1700 wohl im Auftrag des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und ist das gemeinschaftliche Produkt von vier Augsburger Goldschmieden, einem Schreiner und einem Uhrmacher. Über einem Tisch mit vergoldeten und versilberten Figuren erhebt sich die Uhr wie eine steile Pyramide. In silbernen Reliefs sind Szenen aus der antiken Mythologie dargestellt, und zuoberst thront der Blitze schleudernde Jupiter.

DIE UHR WIRD gegenwärtig einer aufwändigen Restaurierung unterzogen, die sich vor allem den silbernen Oberflächen widmet. Diese waren im Laufe der Zeit oxidiert und hatten daher viel von ihrem Glanz verloren, so dass die Beschläge einzeln von ihrem Untergrund abgelöst und gereinigt wurden. Insgesamt war der Dekor in 240 Einzelteile zerlegt, die mittels einer genauen Kartierung an ihren Platz zurückgebracht werden. Um dem erneuten Nachdunkeln vorzubeugen und die nächste Restaurierung soweit wie möglich hin-

auszuschieben, wird die Uhr im sanierten Westflügel des Museums künftig in einer Vitrine mit Reinraumtechnik ausgestellt, in der ein Modulsystem fortwährend Schadstoffe und Feinstaub filtert.

Die Restaurierung brachte es auch mit sich, eingehend die beiden Werke der Uhr zu untersuchen und sie in Gang zu setzen. Verglichen mit den Werken anderer Uhren, die zahlreiche Indikationen, also verschiedene Zeitanzeigen, aufbieten können, bleibt die Silberuhr weit hinter den Möglichkeiten der Uhrmacher zurück, denn sie beschränkt sich auf die Anzeige der Stunden und Minuten sowie der Mondphasen und das Schlagwerk. Ehemals soll die Uhr noch ein Orgelwerk besessen haben, von dem jedoch jede Spur verloren ist. Spannender für den Betrachter ist jedoch das separate Werk für den Kugellauf: Eine Kugel läuft fortwährend über eine abschüssige Bahn auf der Vorderseite und verschwindet wieder im Gehäuse. Dort löst sie einen kleinen Aufzug aus, der die Kugel an das obere Ende der Bahn hebt, so dass das Spiel von neuem beginnt.

ZEIT IN GANZ anderen Dimensionen als den irdischen zeigt ein Planetarium von George William Adams. Gefertigt um 1745 in London, stand es zunächst in Mannheim im Schloss der Kurfürsten von der Pfalz und schmückte die dortige Hofbibliothek. Der primäre Zweck des durch ein Federwerk angetriebenen Planetariums war es, die Stellung der Planeten und Monde anzuzeigen, gleichzeitig aber wird unmissverständlich deutlich, wie die Zeit in kosmischen Dimensionen verstreicht: Auf den einzelnen sich drehenden Kreisscheiben, auf denen jeweils ein Planet montiert ist, ist ziemlich präzise angegeben, wie lange die Planeten für einen Umlauf um die Sonne benötigen: Bei der Erde sind dies bekanntlich 365 Tage (sowie fünf Stunden und neun Minuten), der zügige Merkur benötigt knapp 58 Tage, während Saturn als der im Modell ganz außen befindliche Planet ganze 29 Erdenjahre und 167 Tage braucht, um an seinen Ausgangspunkt zurückzukehren.

Uhren der Fürsten von Thurn und Taxis

Im Jahr 1993 gelang dem Bayerischen Nationalmuseum der Erwerb von höchst bedeutenden Kunstgegenständen aus dem Besitz des Fürsten von Thurn und Taxis, darunter auch von mehreren Uhren. Eine davon ist die Chronos-Uhr aus dem frühen 18. Jahrhundert, ausgestellt im Zweigmuseum »Fürstliche Schatzkammer Thurn und Taxis« in Regensburg. Es handelt sich dabei um eine sogenannte »Mystérieuse«, bei der man nicht auf Anhieb erkennen kann, wo genau das Gehwerk



der Uhr sitzt, zumal sie auf den ersten Blick verwirrend viele Zifferblätter besitzt. Die Figur des Chronos, des Gottes der Zeit, stemmt einen großen Ziffernring mit zweimal zwölf Stunden in die Höhe. Als Stundenzeiger dient ein Stab, der zwei Kapseln mit einer Anzeige der vier Himmelsrichtungen und einer Windrose besitzt. Im Zentrum, hinter dem sich auch das Gehwerk verbirgt, zeigen schließlich vier kleine Zifferblätter die Ortszeit von Städten auf den vier Kontinenten an, nämlich Rom, Peking, Mexiko und Kairo. Im Sockel der Uhr befindet sich zudem ein Glockenspielwerk, das zwölf verschiedene Melodien abspielen kann.

Etwa 100 Jahre nach der Chronos-Uhr entstand in Paris eine Kaminuhr, die ebenfalls aus der Sammlung Thurn und Taxis stammt. Anders als das soeben beschriebene Wunderwerk beschränkt sich die Uhr wie zahlreiche Kaminuhren ihrer Zeit auf die Anzeige der Stunden und Minuten, so dass hier das qualitätsvolle Gehäuse aus vergoldeter Bronze näher betrachtet werden soll. Neben dem Uhr-

oben links »Mystérieuse« Chronos-Figureuhr mit Musikspielwerk. Etienne Pomée, Frankreich, Anfang 18. Jahrhundert. Ausgestellt in Regensburg, Fürstliche Schatzkammer Thurn und Taxis.

daneben Kaminuhr mit Orpheus-Motiv. Paris, um 1820/30.
daneben Gedenktafel für den Uhrenspezialisten und -sammler Ernst von Bassermann-Jordan im Treppenhause des Bayerischen Nationalmuseums. Karl Roth, München, 1933.

Mitte links Astronomische Standuhr aus der Sammlung Bassermann-Jordan. Aurelius a San Daniele/Johann Georg Dirr, Wien/Mimmenhausen, 1770/71.

daneben Bassermann-Jordans Lieblings-Taschenuhr »Grande Complication«. A. Lange & Söhne, Glashütte, um 1920.

daneben Der Turm des Bayerischen Nationalmuseums an der Prinzregentenstraße in München mit seinem Uhrenensemble.

unten Turmuhr aus dem königlichen Landgestüt in Erding nach der Rückkehr von ihrer amerikanischen Reise. Johann Mannhardt'sche Königlich Bayerische Hof-Thurmuhren-Fabrik, München, 1903.

gehäuse steht der Sänger Orpheus, der auf einer Lyra spielt. In dem Sockelrelief besänftigt Orpheus mit seiner Musik den Höllenhund Cerberus. So verschaffte er sich nämlich Zugang zur Unterwelt, um seine verstorbene Gattin Eurydike zurück unter die Lebenden zu bringen. Dies misslang schließlich, und somit knüpfen die Darstellungen von Liebe, vergeblichem Verlangen und bitterem Abschied an die Themen von früheren Uhren an.

*Private Schenkungen:
Ernst von Bassermann-Jordan*

Unter den bedeutenden Sammlern und Stiftern, die die Uhrensammlung des Museums mehrten, stach besonders Ernst von Bassermann-Jordan (1876-1932) hervor. Der Sohn eines Pfälzer Weingutbesitzers und spätere Professor für Kunstgeschichte in München legte bereits 1905 ein Standardwerk zur Geschichte der Räderuhr und speziell zu den Werken unseres Museums vor. Über lange Jahre beriet er die Direktion über Ankäufe im Bereich der Uhren, und schließlich vermachte er dem Museum seine rund 300 Objekte umfassende Sammlung an Uhren und wissenschaftlichen Instrumenten.

DAS GRÖSSTE WERK des Vermächtnisses ist eine vollkommen einzigartige astronomische Prunkuhr des Wiener Augustiner-Barfüßer-Paters Aurelius a San Daniele von 1770/71, die vormals in der Zisterzienserabtei Salem stand. Bemerkenswert ist bereits das Gehäuse, das von virtuos geschnitzten Putten bevölkert wird, die mit den zwölf Tierkreiszeichen spielen. Zu den etwa 30 verschiedenen Indikationen dieser Uhr zählen diverse Varianten der Uhrzeit, die Mondphase, die Tages- und Nachtlänge, der Kalender und der Himmelsglobus, denen ein kompliziertes Räderwerk zugrunde liegt. Aurelius gehörte zu einer kleinen Gruppe von sogenannten Priestermechanikern, die vor dem kulturellen Hintergrund ihrer Klöster und im Austausch mit anderen Uhrmachern wahre Wunderwerke der Feinmechanik produzierten.

Bassermann-Jordan konnte zudem verschiedene, von privater Hand zusammengetragene Uhrensammlungen an das Museum binden. Kurios erscheinen die zahlreichen Taschenuhrwerke des 18. und 19. Jahrhunderts, die in einem Akt der Verstümmelung ihren Gehäusen zu unbekanntem Zeitpunkt entrissen wurden, sicher um diese separat zu Geld zu machen. Die Uhrwerke sind mit dem meist eher schlichten Zifferblatt nach unten auf runde Holzsockel montiert, so dass die stets reicher ornamentierte und vom Uhrmacher signierte Unterseite der Werke zu sehen ist. Da sich breite Besuchermassen kaum je dafür interessieren dürften, ruhen diese Werke wie aufgespießte Schmetterlinge in Schubladen im Depot des Museums.

BASSERMANN-JORDAN SAMMELTE freilich nicht nur historische Uhren, sondern nützte auch zeitgenössische. Ein Prunkstück darunter ist eine Taschenuhr von A. Lange & Söhne im sächsischen Glashütte, genauer eine »Grande Com-

plication«, die komplizierteste, also mit den meisten Funktionen versehene Uhr dieses Herstellers. Insgesamt wurden zwischen 1901 und 1928 nur neun Exemplare dieses Typs gefertigt, und Bassermann-Jordan hat seine Taschenuhr zwölf Jahre voller Genugtuung getragen. Er berichtete selber: »Sie funktioniert fehlerlos, auch auf das Kalenderwerk konnte ich mich felsenfest verlassen. Die Minutenrepetition hat mir im Dunkel des Kinos auf Verlangen die Zeit gemeldet, das Selbstschlagwerk in nächtlichen fremden Hotelzimmern den Zusammenhang mit dem ersehnten Morgen hergestellt.«

Eine Turmuhr auf Wanderschaft

Eine Uhr mit bewegter Geschichte kam zuletzt 2012 ins Haus, genauer eine Turmuhr des bedeutenden Münchner Herstellers Johann Mannhardt: Sie befand sich im Uhrturm des Königlichen Landgestüts Erding, das 1903 neu errichtet und 1923 aufgelöst wurde. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs rückten Truppen der U.S. Army in Erding ein. In den teilweise beschädigten und einsturzgefährdeten Bauten des ehemaligen Gestüts entdeckte einer der Soldaten die Turmuhr und erkannte ihren Wert. Um das Kunstwerk vor der Zerstörung zu bewahren, demontierte er die Uhr und schickte sie sicher verpackt in seine Heimat im Bundesstaat Pennsylvania. Er ergänzte die fehlenden Gewichte und Glocken und stellte das Werk funktionstüchtig in seinem Wohnhaus auf. Nach seinem Tod 2011 überließ er das Stück dem National Watch and Clock Museum in Columbia, Pennsylvania, das nach einem geeigneten neuen Eigentümer am Ursprungsort der Uhr Ausschau hielt, wodurch das Werk 2012 nach Bayern zurückkehrte.

VERWIESEN SEI ZULETZT auf die Turmuhren am Bayerischen Nationalmuseum selbst: An der West- und der Ostseite des Turms leuchten vergoldete Zifferblätter, an der Südseite hoch über dem Hauptportal befinden sich zudem eine große Sonnenuhr sowie eine Kugel für die Mondphasen. Wichtiger noch als die reine Anzeige der Zeit erscheint jedoch die dekorative Wirkung, die die farbigen Mosaiken mit verschiedenen Himmelskörpern und ein goldener Hahn erzielen – das Ensemble der Uhren am Turm gleicht einem bekrönenden Juwel über dem ganzen Museum.

Dr. Raphael Beuing ist seit Februar 2012 Referent für Waffen, Uhren, wissenschaftliche Instrumente und unedle Metalle am Bayerischen Nationalmuseum sowie Referent für das Zweigmuseum Fürstliche Schatzkammer Thurn und Taxis in Regensburg. Zuvor war er für jeweils einige Jahre am Historischen Museum Basel und an der Schatzkammer des Deutschen Ordens in Wien tätig.

Zum Weiterlesen:
Ernst von Bassermann-Jordan: Die Geschichte der Räderuhr unter besonderer Berücksichtigung der Uhren des Bayerischen Nationalmuseums, Frankfurt am Main 1905.

Klaus Maurice: Die deutsche Räderuhr. Zur Kunst und Technik des mechanischen Zeitmessers im deutschen Sprachraum, 2 Bde., München 1976.

Lorenz Seelig: Uhren und wissenschaftliche Instrumente, in: Das Bayerische Nationalmuseum 1855-2005. 150 Jahre Sammeln, Forschen, Ausstellen, hg. von Renate Eikermann und Ingolf Bauer, München 2006, S. 433-447.

© Walter Haberland | Bastian Krack



Text: **Peter Leuschner**

ES WAR EIN landesherrlicher Willkür-Akt! 1552 hob der zum Protestantismus übergetretene Pfalzgraf Ottheinrich die 967 gegründete Benediktinerinnen-Abtei in dem einsam-kleinen Schuttertal-Ort Bergen bei Neuburg an der Donau kurzerhand auf. Den Nonnen folgten im 18. Jahrhundert die Jesuiten und mit ihnen eine neue Blütezeit von »Baring« – als bedeutende Wallfahrtsstätte. Heute gehört der Kern des aus dem Kloster hervorgegangenen 400-Einwohner-Dorfes zum Besten, was Bayern zu bieten hat; samt italienischem Flair in diesem einst äußersten Zipfel von Schwaben. Allein, wie in diesem Denkmal-Ensemble um die leicht erhöht liegende Kirche mit ihrem eigenwillig freistehenden Glockenturm Romanik und Barock aufeinanderprallen, ist schon ein Genuss.

Ganz andere Genüsse erwarten uns im Bergener Klosterbräu – und eine rekordverdächtige Tradition dazu. Bereits in neunter Generation bewirbt hier am Rande des Naturparks Almtühlal die Familie Böhm ihre Gäste. In einem mehrmals veränderten Gebäude des 17. Jahrhunderts dirigiert Junior-Chef Otto Böhm (39), der das Handwerk bei Sterne-Koch Heinz Winkler in Aschau erlernt hat, mit leichter Hand sein Team – und wer mag, kann ihm dabei dank »gläserner Küche« über die Schulter schauen. Erst 28 war der Vater von mittlerweile sechs Söhnen, als er 2003 von seinen Eltern Otto und Antonie Böhm das Erbe übernahm. Bereits unter seinem Großvater, der auch

Otto hieß, war der Klosterbräu für seine gehobene regionale Küche und sein frisches Wildbret bekannt. Seit Urahn Simon Böhm, ein Bierbrauer aus dem nicht weit entfernten Obereichstätt, 1744 die ehemalige Bergener Klosterschenke mit Brauerei erwarb, haben seine Nachkommen den Besitz kontinuierlich vergrößert, verbessert, modernisiert, das Alte aber stets in Ehren gehalten. Keimzelle des Ganzen ist nach wie vor die Gaststube mit dem auffälligen Bodenerker in dem Hauptbau am Kirchplatz 1 – eine Art Ur-Typ gediegener Gemütlichkeit.

Zum Ambiente – viele der Möbel und Bilder sind aus dem Fundus des weitläufigen Hauses – passt auch die Philosophie von Otto Böhm und seiner Frau Martina, die aus Liebe zu ihrem Mann eine Lehre als Hotelfachfrau und als Konditorin in Salzburg absolvierte. Die wichtigsten Begriffe daraus sind Nachhaltigkeit, Frische und Regionalität. So kommen die Fische aus der nahen Ussel, die Wildenten aus den Donauauen, das Rehwild aus den umliegenden Wäldern, das Lammfleisch aus dem Altmühltal und Rind und Schwein aus dem Hohenlohischen. Die Preise variieren. 11,80 Euro kostet der Krustenbraten vom Schwäbisch-Hällischen Landschwein mit Semmelknödel und Salatteller, 28,50 Euro Lende und Backerl vom Milchkalb mit Burgunder-Trüffel, Blumenkohl und Steinpilzravioli). Vegetarier haben es zwar nicht ganz leicht mit der üppigen Speisekarte, dafür kommt der Dessert-Liebhaber auf seine Kosten.

SYMPATHISCH: DIE VERSCHIEDENEN Bier-Spezialitäten liefern Onkel und Bruder. Das Helle und das legendäre Gutmann-Hefeweizen stammen aus der Schloss-Brauerei in Titting, der Heimat von Otto Böhms Mutter, das Dunkle und das Pils kommen vom bekannten Winklerbräu im oberpfälzischen Lengenfeld. Inzwischen ist Otto Böhms jüngerer Bruder Georg als Brauer mit Ehefrau Karin neben Gabi und Hanns Konrad Winkler Geschäftsführer. Übrigens: Was die Familien-Tradition in Bergen

angeht – einer der sechs Söhne, die Lucius, Friedrich, Franziskus, Gustav, Nikolaus und Johann Baptist heißen und zwischen fünf und 16 Jahre alt sind, wird schon weitermachen, meinen die Eltern pragmatisch. Damit wäre die zehnte Generation gesichert.

BEVOR ER KÜCHENMEISTER wurde, wollte Otto Böhm Architekt werden. Irgendwie ist er inzwischen beides. Und einen eigenen Maurer hat er auch fest angestellt – weil u. a. denkmalgeschützte Abschnitte der äußeren und inneren Klostermauer mit einer Länge von rund einem Kilometer erhalten werden müssen. Momentan sind Otto und Martina Böhm schon wieder am Planen. Denn hinter dem historischen Klosterreich soll ein Wellness-Bereich entstehen, unter Einbeziehung des einstigen Pfarrstadels von etwa 1650. Die substanz-schonende Umnutzung dieses Baudenkmals dürfte spannend werden. Spannend ist ein Besuch in Bergen immer, präsentiert sich doch der Klosterbräu-Komplex als eine erlebnisreiche und dennoch harmonische Verquickung von gediegenem Altem und gelungenem Neuem; wie dem 1993 angebauten »Klosterhof« mit 25 Gästezimmern. Neu ist auch der »Kreuzgang« mit dem Blick in das offene, durch Säulen und Pfeilern gegliederte Kaminzimmer. Elf ganz unterschiedliche Stuben gehören zur Gastronomie, sommers erweitert durch den intimen Biergarten und der drei Hektar großen Wiese zum ungestörten Ausspannen.

Wer zum Kulinarischen auch noch Kultur genießen will, bekommt in der barockisierten Klosterkirche eine Nachspeise der besonderen Art serviert: zum Beispiel die leuchtend-bunten Fresken des Wahl-Augsburgers Johann Wolfgang Baumgartner (1702 bis 1761) und als Kontrast die einzigartige romanische Krypta, zu der es vor dem Hochaltar hinuntergeht. Romanik pur bieten auch die drei über den Friedhof zu erreichenden Apsiden mit den rätselhaften 66 Mensch- und Tierköpfen und das steinern-strenge Portal (Zugang durch den Turm).

SO ABGESCHIEDEN UND ruhig Bergen auch gelegen sein mag, von München oder Augsburg aus ist es allemal für einen Tagesausflug gut. Und wer mehr Zeit hat, auf den wartet nur wenige Kilometer bergab das Urdonau-Trockental mit den urgeschichtlichen Weinberghöhlen bei Mauern oder auf dem Antoniberg über Stepperg einer der schönsten Aussichtspunkte entlang der Donau samt der neogotischen Gruftkapelle von Bayerns letzter Kurfürstin Maria Leopoldine (1776 bis 1848).

Peter Leuschner ist Journalist, Schriftsteller und Denkmalschützer. Bekannt wurde er durch seine beiden Bücher über einen der rätselhaftesten Kriminalfälle, den bis heute ungeklärten sechsfachen Mord im Jahre 1922 auf der oberbayerischen Einöde Hinterkaifeck und durch die Gründung des Jurahausvereins, den er zu einer über Bayern hinaus angesehenen Denkmalschutz-Organisation formte. Für die Renovierung von Schloss Hofstetten (1974-2012) erhielt er bereits 1986 die Bayerische Denkmalschutzmedaille, 1992 den Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung zusammen mit Ehefrau Helga und 1997 den Deutschen Preis für Denkmalschutz. www.schloss-hofstetten.de

Wegbeschreibung
Der im 18. Jahrhundert bedeutende Wallfahrtsort Bergen mit der Verehrung eines Splitters vom Kreuz Christi ist von Neuburg her in Richtung Eichstätt zu erreichen. Der schönste Anfahrtsweg führt über Nassenfels, Zell an der Speck, Meienhofen und dann immer der Schutter entlang durch die Sechenfahrtmühle.

Romantik-Hotel Zum Klosterbräu
Inhaber Martina und Otto Böhm
Kirchplatz 1 | 86633 Neuburg-Bergen
Telefon 084 31 . 677 50 | Fax 084 31 . 41120
E-Mail: info@zum-klosterbraeu.de
www.zum-klosterbraeu.de

aviso EINKEHR
DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »aviso EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

© Otto Böhm - CAP Agentur für Kommunikation und Werbung GbR Neuburg a. d. Donau

BERUFSVERBOT FÜR [DR.] ANNETTE SCHAVAN?

Text: Volker Rieble

ANNETTE SCHAVAN, DIE, gegen den Promotionsentzug, den Doktor-»Titel« noch führen darf, weil sie Klage vor dem Verwaltungsgericht erhoben hat, diese Annette Schavan wurde in den Hochschulrat der Ludwig-Maximilians-Universität berufen. Schon schäumt es. Kritiker melden sich zuhauf. Der Vorsitzende des Deutschen Hochschulverbandes hält Frau Schavan für eine überführte Plagiatorin, der die erforderliche akademische Integrität für dieses Amt fehle. Mit dieser Berufung falle die LMU der Universität Düsseldorf hinsichtlich des Promotionsentzugsverfahrens »in den Rücken«. Andere finden die Berufung stilllos, stören sich an einer (bayerischen) Amigo-Kultur und befürchten, dass die LMU keinen Studenten mehr wegen seiner Abschreibereien gegenüberstellen könne. Gerade Mitglieder der LMU machen ihrem Unmut Luft; das betrifft insbesondere Professoren der Geisteswissenschaften. Eine Fachschaft äußert sich skurril und außerhalb ihres Mitbestimmungsauftrages – obwohl die Studentenvertreter im Hochschulrat zugestimmt haben. Germanisten fordern in einer von 25 Professoren und anderen unterschriebenen »Erklärung«, dass Annette Schavans Hochschulratsamt zu suspendieren sei – im Dienst der »Glaubwürdigkeit der Universität und ihrer Forschungsethik«.

Vorab: der rechtliche Rahmen

Ich gebe zu: Auch mich bewegten finstere Gedanken. Wie kommt »meine« Universität zu einer solch instinkt- und stilllosen Entscheidung? Doch die dem Wissenschaftler antrainierte Rationalität hilft gegenüber dem Vor-Urteil: Weshalb eigentlich soll der (berechtigte) Promotionsentzug eine wissenschaftliche Tätigkeitssperre für den Delinquenten auslösen? Für Frau Schavan: ein Beinahe-Berufsverbot, weil sie anderes als Wissenschaftspolitik womöglich nicht kann, nicht gelernt hat.

RICHTIG IST, DASS Frau Schavan nach bestandskräftigem Promotionsentzug als Abiturientin ohne Studienabschluss dasteht (was die Frage aufwirft, wer ihr damals zum Promotionsabschluss geraten hat). Mithin ist sie für solche Positionen ungeeignet, die einen Studienabschluss oder eine Promotion formal voraussetzen. Man kann fragen, ob ihre Berliner Honorarprofessur bleiben kann. Solch akademische Grundlage verlangen die zehn »akademischen Sitze« im Hochschulrat bayerischer Universitäten. Indes: Die anderen zehn Sitze sind nach Art. 26 Bayerisches Hochschulgesetz für »Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur und insbesondere aus Wirtschaft und beruflicher Praxis« vorgesehen. Hier kommt es weder auf die Dissertation noch auf sonstige formale Berufsqualifikation an – sondern allein darauf, ob die Person für die Hochschule eine sachverständige Perspektive mitbringt, wie für den Aufsichtsrat eines Unternehmens. Und diese Per-

spektive soll ja gerade eine außeruniversitäre sein. Unter den nicht hochschulangehörigen Mitgliedern im LMU-Rat finden sich eine gar-nicht-Promovierte und zwei Ehrenpromovierte. Dürfte dort ein erfolgreicher Studienabbrecher sitzen oder jemand, der »nur« und spät den zweiten Bildungsweg gemeistert hat? Aber selbstverständlich, solange er nur der Hochschule eine spezielle Expertise bietet (wie die Gewerkschafterin Edeltraud Glänzer im Oldenburger Hochschulrat). Wer will bestreiten, dass Annette Schavan etwas von Hochschulen, Wissenschaftspolitik, Wissenschaftsfinanzierung etc. versteht? Auch kann sie eine dezidiert kirchliche Bildungsperspektive vertreten. Darf die LMU der Auffassung sein, Frau Schavan könne ihr »nützlich sein«? Und was vermöchte ein Promotionsentzug an den Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten von Frau Schavan zu ändern? Von »Lebensleistung« muss man gar nicht sprechen. Die ist bei anderen Ratsmitgliedern auch keine Voraussetzung. Im Gegenteil wäre es misslich, wenn dort nur solche säßen, deren Leben schon geleistet ist.

Halten wir fest: Frau Schavan hat durch das Dissertationsplagiat keine Straftat begangen; und selbst wenn Dissertationsabschreibereien strafbar wären, wäre jedes maßregelnde Berufsverbot (vgl. § 70 StGB) unverhältnismäßig. Welche künftige Gefahr geht heute oder ging je von Frau Schavan aus? Überaus erstaunlich: Vergleichbare Schärfe gegenüber einem Studenten, der bei seiner Abschlussarbeit (Bachelor, Master, Diplom) mogelte, und dem zusätzlich zum Entzug des Hochschulabschlusses ein öffentlicher Einstellungsboykott entgegenschlug, würde die Öffentlichkeit als unverhältnismäßig verwerfen.

DAS ARGUMENT, DIE LMU fiele der Universität Düsseldorf in den Rücken, ist intellektuell dürrtig: Die Heinrich-Heine-Universität entschied autonom über den Promotionswiderruf; nun bewerten dies ebenso autonom die Verwaltungsgerichte. Die Berufung in den Hochschulrat sagt über jenen Promotionsentzug gar nichts. Weder hat die LMU jene Doktorarbeit bewertet noch die Entscheidung aus Düsseldorf. Vielmehr hat die LMU eine Bewertung von »Person und Leistung« vorgenommen, zu der umgekehrt die Heinrich-Heine-Universität nicht ansatzweise berufen ist. Wenn ein Unternehmen Frau Schavan in seinen Aufsichtsrat beriefe, wäre dies ebensowenig Affront gegen die Universität Düsseldorf. Umgekehrt: Wer der LMU das Recht bestreitet, über die Besetzung des eigenen Hochschulrates autonom zu entscheiden – der greift in deren Hochschulautonomie ein.

Vollends absurd ist die Forderung an die Hochschulleitung, das Amt von Frau Schavan zu suspendieren: Auch als Germanist sollte man nur dasjenige fordern, was rechtlich zulässig ist,



oben Annette Schavan, hier noch Bundesbildungsministerin, im Jahr 2012.

so dass der Adressat folgen kann. Ein Blick in das bayerische Hochschulgesetz (Art. 26 Absatz 3 Satz 2) hilft: Erstens ist für die externen Hochschulräte nicht die Hochschulleitung, sondern der Wissenschaftsminister zuständig. Mithin hätte die »Erklärung« an jenen adressiert werden müssen. Auch das hätte nichts geholfen: Weil Hochschulräte nicht einfach abberufen oder auch nur suspendiert werden können. Sie sollen als Berater der Universität hinreichend unabhängig sein – und nicht vom Femezorn einer intellektuell unangestregten (Fach-)Öffentlichkeit weggefegt werden können. Dass die Germanisten all das übersehen und rechtlich Haltloses äußern, bestätigt die Diagnose: Hier triumphiert die Emotion und verdrängt die Rationalität. Für »die Glaubwürdigkeit der Universität und ihrer Forschungsethik« ist das peinlich.

DAMIT WIR UNS nicht missverstehen: Ich halte die Dissertation von Frau Schavan für ein klares Plagiat und hoffe im Interesse universitärer Qualitätsstandards, dass das Verwaltungsgericht Düsseldorf dies bestätigt. Der Promotionsentzug darf auch nicht befristet sein (»Verjährung«). Man kann Frau Schavan zugute halten, dass ihr verantwortungsarmer Doktorvater sie in das doppelte Himmelfahrtskommando einer Studienabschlusspromotion (statt Diplom) und mit einem solch schweren, eine 25-jährige Studentin überaus fordernden und hier offenbar überfordernden Thema »Person und Gewissen« gejagt hat. Das ändert indes nichts daran, dass Annette Schavan mit diesem Promotionsvorhaben gescheitert ist und keine eigenständige wissenschaftliche Arbeit vorgelegt hat. Die Prüfungsordnung ließ diesen Weg zu. Die Verantwortung für die Entscheidung über den Ausbildungsgang und sein Scheitern trägt am Ende allein die volljährige Annette Schavan. Der Fehler des Doktorvaters oder auch der Systemfehler fingiert kein Bestehen der Prüfung trotz unzureichender Leistung.

Mit dem (gebotenen) Widerruf der Promotion hat es sich dann aber auch. Ein überschießendes Sanktionsinteresse ist nicht ansatzweise zu rechtfertigen – und letztlich Ausdruck einer geifernd-gehässigen Gesinnung. Die nach Strafe lechzt und nicht sehen kann, dass zu keiner Zeit ein Strafbedürfnis zu Lasten der jungen Doktorandin bestand und jeder strafenden Sanktion (also nicht dem Promotionsentzug) Zeitablauf und Verjährung entgegenstehen. Der Wähler sieht da klarer als mancher Universitätsprofessor: Er hat Frau Schavan mit einem soliden Direktmandat für den Bundestag versehen.

Woher kommt die Exklusivlust?

Immerhin kann man versuchen, dem gefühlten Strafbedürfnis nachzugehen. Ich gestehe: Als Student habe auch ich abgeschrieben – und so einen Schein erlangt. Ich bin sogar einmal in höherem Semester für einen anderen in eine Klausur gegangen; damals nannte man das »Schleppen«. Als Assistent wusste ich gut, wie das geht und konnte die Schlepper aus den Klausuren fischen. Fehlt mir heute (nach 32 Jahren) die akademische Integrität? Darf ich noch Hochschullehrer sein? Meine Privatumfrage ergibt: dies sei zu lang her. Das ist es bei Frau Schavan aber auch: 34 Jahre sind seit 1980 vergangen. Sie war zum Zeitpunkt ihres integritätsgefährdenden Deliktes 25 Jahre alt. Das Plagieren ist zwar mehr als eine bloße Jugendsünde – gleichwohl sind die Maßstäbe verrutscht: Daniel Cohn-Bendit hat der Pädophilie ein Loblied gesungen, damit womöglich das Missbrauchs-Klima an der Odenwaldschule mitgeprägt. Er erfährt Solidarität durch einen grünen Ministerpräsidenten und büßt für seine lang zurückliegende Integritätsstörung nur den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts als Laudator ein. Amtsverzicht oder Berufsverbote werden ihm nicht abverlangt. Sein

© picture alliance dpa

Ehrendoktor (Tilburg) hat Bestand. Beriefe ihn die Carl von Ossietzky-Universität in ihren Hochschulrat, wäre keine Empörung spürbar.

WAS ALSO KANN man Frau Schavan vorwerfen? Gefühl nah ist nur die Aufdeckung ihres Dissertationsplagiates nebst aller damit verbundenen Peinlichkeiten. Dass aber die Missetat spät aufgedeckt wird, darf doch der Missetäterin nicht schaden – sondern muss ihr im Urteil eher zugute kommen. Welchen Einfluss hat dies auf die heutige Integrität der Annette Schavan? Entwertet das ihre Tätigkeit seit 1980? Ist ihr Wirken für das Cusanuswerk, für das Bistum Aachen und in der Politik bedeutungslos? Soll Frau Schavan zurück auf »Null« gestellt werden, auf den Status einer jungen Frau ohne Studienabschluss? Das immerhin ließe sich mittelbar begründen: Als bloße Abiturientin, also ohne die Schein-Promotions-Leistung, hätte Frau Schavan keinen Zugang zu solchen Ämtern gefunden. Mithin vereitele man nur, dass sie aus ihrer Schein-Promotion weitere Vorteile zieht. Doch verkennt das gleich zwei Aspekte: Tatsächlich wäre die Delinquentin bei frühzeitiger Aberkennung ihrer Dissertation doch nicht auf der Straße gelandet – sondern hätte etwas anderes gemacht, vielleicht einen »richtigen Abschluss« (Diplom), vielleicht sogar eine heilende Zweitpromotion. Rechtlich sieht das Verwaltungsverfahrenrecht keine Abschöpfung der Vorteile aus einer erschlichenen Promotion vor (money for nothing, chicks for free). Karriere und Geld bleiben; auch die Ministerpension wird nicht entzogen oder gekürzt. Und das ist auch richtig, weil die Kausalität nicht zu bemessen ist. Insofern besteht ein Unterschied zu demjenigen, der sich mit gefälschter Approbation eine Anstellung als Arzt verschafft.

Peinlich war die ministeramtliche Fremdschambekundung zu Lasten des Kollegen zu Guttenberg, Kollege im Ministeramt wie im Plagiarismus. Schavan sagte am 28.2.2011: [»Als jemand, der selbst vor 31 Jahren promoviert hat und in seinem Berufsleben viele Doktoranden begleiten durfte, schäme ich mich nicht nur heimlich. Und das wird Karl-Theodor zu Guttenberg nicht anders gehen«](#). Autsch. Auch wenn die Plagiate unterschiedlich dreist sind: Hier hat Frau Schavan den Balken im eigenen Auge ignoriert. Infam (und ehrlos) wäre dies – wenn Frau Schavan in der Sekunde ihres Fremdschämens sich klar an das eigene Abschreiben erinnert hätte. Das indes kann man zu ihren Gunsten ausschließen: Wenn auf irgendetwas Verlass ist, dann ist das die Verdrängungskunst der Plagiatoren, die nicht bloß die allerbesten Ausreden parat haben, sondern kraft Autosuggestion schon nach kurzer Zeit daran glauben, »ihren« Text selbst verfasst zu haben. Im Übrigen hat Frau Schavan für diesen Fehler bezahlt: mit dem Ministeramt.

[un]bewusstes Ablenkungsmanöver von professoraler Desintegrität?

Einigermaßen erstaunlich ist immer wieder und so auch hier, mit welchem unterschiedlichem Maß akademische Integrität (früher und besser sagte man: Ehre) ge- und bemessen wird:

Wichtiger für das Universitätsleben und für die Glaubwürdigkeit gegenüber Studenten ist doch die Redlichkeit der Professoren. Da aber schreiben viele ab – in Serie und ungehindert. Man braucht nur die verdienstvollen und zahlreichen Artikel des Journalisten Hermann Horstkotte zu ergoogeln, um einen ersten Eindruck von der Abschreib-Fähigkeit deutschen Hochschulpersonals zu gewinnen.

WAS ABER TUT der Präsident des Deutschen Hochschulverbandes als Hochschullehrer gegen professorale Plagiatoren, an seiner Kölner Fakultät und anderswo? Was tut er als Präsident des DHV gegen so harte und dreiste Fälle wie den Münsteraner »Professor« Holzengel? Der von seinen Mitarbeitern ein Lehrbuch über »Juristische Arbeitstechniken und Methoden« zusammentackern ließ und dann in die Plagiatfalle tappte, weil seine staatsfinanzierten Assistenten-Ghostwriter sich ein Beispiel an der Forscher- und Autorenintegrität ihres Lehrers genommen und ihrerseits beschrieben haben (wie auch in den eigenen Dissertationen). Alle wissenschaftlichen Richtlinien verbieten die Ehrenautorschaft strikt. Im Fall Holzengel wurden die Assistenten vom Wissenschaftssystem ausgespien – der Professor »bekleidet« indes nach wie vor seine Münsteraner Professur am Institut für Informations-, Telekommunikations- und Medienrecht. Wie integer fühlt sich der zivilrechtliche Institutskollege, wenn er mit seinem Schwindler-Kollegen das gemeinsame Institut repräsentiert? Und was sagt die Münsteraner Fakultät? Erwartbar: nichts.

Solches Schweigen bei eigener Blamage passt nicht recht zum Professorenzorn gegenüber zu Guttenberg und jetzt Schavan. Eine Stellungnahme des DHV, die sich um die akademische Integrität von Schwindel-Professoren und um ihre Vorbildwirkung bei den Studenten sorgte – die muss ich übersehen haben. Die Nachfrage beim DHV ergibt: Gegen sein Mitglied Holzengel unternimmt der DHV solange nichts, wie die Münsteraner Universität nichts tut. Dass jene gegen offenkundigen Professorenplagiarismus nichts unternimmt, das ist dem DHV keine Bemerkung wert. Ähnlich einseitig ist der Ruf des DHV nach einem Straftatbestand für Wissenschaftsbetrug, der gewerbliche Ghostwriter außerhalb der Universität erfasste, inneruniversitäre Plagiatoren indes unbehelligt ließe.

WAS MACHEN DIE jetzt so empörten Münchner Professoren an ihren eigenen Fakultäten? Sind sie dort um Plagiatvermeidung und Redlichkeitssicherung bemüht? Halten sie es für schlechthin ausgeschlossen, dass in München Professoren nicht selbst schreiben, sondern Assistententexte publizieren? Obschon das in den Textwissenschaften weit verbreitet ist, nach (freilich wissenschaftlich wenig belastbaren) Schätzungen und Auskünften von Lektoren der Verlage bis zu einem Drittel der Professoren betreffen soll. Schon etwas vom »Doktorandentribut« gehört – also der rechtswidrigen Praxis, wonach der Doktorand die Betreuung durch den Doktorvater damit bezahlt, dass er diesem einen Text aus seinem Themenbereich schreibt, als dessen Autor oder Mitautor der Prof fungiert, obschon er keine Zeile geschrieben hat? Solche Frondienste gibt es in München schlechterdings nicht?

Bemerkt wird solches nur hinter vorgehaltener Hand – und auch nur ebendort kritisiert. Das ist das Konzept der Ombudsleute: Dass nämlich jedwede Redlichkeitsverfehlung im Geheimen bleiben soll, damit das blitzblanke Ansehen keinen Schaden nimmt. Dagegen ist es äußerst hilfreich, auf externe Plagiatoren und deren fehlende Integrität zu schimpfen – und schon kann der Ordinarius die Sonnenbrille wieder aufsetzen, die ihm den Anblick von Integritätsdefiziten in der akademischen Umgebung erspart. Pharisäer-Kollegen sind gut beraten, für sich selbst »Person und Gewissen« zu erkunden. Und von den Germanisten der LMU würde man gerne erfahren, wie es um Fremdtexte in ihrem Fach bestellt ist – und wie die von ihnen im Schild geführte Forschungsethik gesichert wird.

Das gilt besonders den Schavan-kritischen Geistern in denjenigen LMU-Fakultäten, die zum Dr. phil. oder Dr. rer. pol. promovieren. Die zugehörige Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität schließt in § 16 den Entzug des Doktorgrades auch wegen Plagiates, ja sogar bei Nutzung einer gewerblichen Textagentur aus – sobald fünf Jahre vergangen sind. Das schützt Plagiatoren effektiv, weil nur wenige Dissertationsplagiate innerhalb der ersten fünf Jahre aufgedeckt werden. Und es bewahrt die Fakultät vor Plagiat-Kontroll-Arbeit. Die Frist beginnt nicht erst mit Veröffentlichung, sondern schon mit dem Prüfungsbescheid zu laufen. Unter dieser Münchener Promotionsordnung wäre Annette Schavan heute unanfechtbare dottoressa und als Ministerin womöglich noch im Amt.

WIE WÄRE ES also, verehrte Schavan-Berufungs-Kritiker aus der Volkswirtschaftlichen Fakultät, der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften, der Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Religionswissenschaft, der Fakultät für Psychologie und Pädagogik, der Fakultät für Kulturwissenschaften, der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften und der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, wenn Sie sich um die eigene Promotionsordnung und deren Plagiatverdeckungs-technik kümmern? Dieser Aufruf gilt insbesondere den LMU-Germanisten, die gegenüber anderen mit Erklärungen schnell bei der Hand sind.

Das ist keine theoretische Frage. Vor kurzem hat Prof. Dr. Hasso Spode darauf aufmerksam gemacht, dass Textstellen seines Werkes »Alkohol und Zivilisation. Berausung, Ernüchterung und Tischsitten in Deutschland bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts« (1991) in der Münchener Dissertation von Sylvia Kloppe »Die gesellschaftliche Konstruktion der Suchtkrankheit« (2003, publiziert 2004) wiederkehren. Der seinerseits hintergangene Doktorvater selbst hat die Überprüfung jener »Dissertation« betrieben. Ob diese ein Plagiat ist? Wird man wegen der schönen Fünf-Jahres-Frist der Promotionsordnung leider, leider nicht mehr amtlich feststellen können. Und gibt es hierzu eine halbamtliche mittelempörte Stellungnahme der sozialwissenschaftlichen Fachschaft? Zur Verteidigung der »Ernsthaftigkeit dieser wissenschaftlichen Werte« ... und so?

DIE BIGOTTE, PHARISÄERHAFTE Reaktion der Kritiker lässt zwei Deutungen zu: Entweder denken die Kommilitonen nicht weiter nach, reagieren emotional und ignorieren den rational fassbaren Umstand, dass jedes Strafbedürfnis seit Vollzug der Promotion 1980 bestanden haben müsste, dass sie sich also letztlich an einer jungen Doktorandin vergreifen, die zwar abgeschrieben hat – aber keine überschießende Strafe verdient, sondern nur den Promotionsentzug ertragen muss. Solch fehlende Rationalität ist bei Fachschaften tolerabel und erwartbar, bei Ordinarien erstaunlich. Die boshafte Deutung lautet: Hier wird eine rituelle Abstrafung, ein Reinigungsritual vollzogen. Gerade weil Universitäten die eigenen Unsauberkeiten und Unredlichkeiten nicht im Griff haben, lässt sich »Integrität« demonstrieren oder besser: vorspielen. Solange Frau Schavan Bundeswissenschaftsministerin war, »gehörte sie dazu«, war protokollarisch und im Ehrbezug den Ordinarien gleichgestellt und wurde dementsprechend von den Großmuftis der Wissenschaft gegen Plagiatvorwürfe verteidigt. Mit Promotionsentzug und Amtsverlust ist sie »zum Abschluss freigegeben«, aus der Wissenschaftsgemeinde ausgeschlossen und verliert den Schutz der Gruppensolidarität. Hier wird Ständedünkel gelebt und die Rechtsgleichheit verfehlt: Nur die Outsider müssen sich den »ethischen« Maßstäben stellen. Das ist schäbig. Über wessen Integrität (Ehre) müssen wir also sprechen?

Volker Rieble lehrt Arbeitsrecht und Bürgerliches Recht an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Zum Weiterlesen: Hermann Horstkotte, Selbstkritik mit mildernden Umständen, [www.ito.de/recht/hintergruende/h/plagiatsverdacht-gegen-juristische-arbeitstechniken-und-methoden-holzengel-stellungnahme-itm-muenster-vroniplag-wiki/](#)

Hermann Horstkotte, Den Nachwuchs gefeuert, den Professor verschont, [www.zeit.de/studium/hochschule/2013-05/plagiat-professor-beteiligt](#)

Jürgen Kaube, Frau Jedermanns Plagiat, F.A.Z. 24.1.2013, S. 25 = [www.faz.net/aktuell/feuilleton/der-fall-schavan-frau-jedermanns-plagiat-12036233.html](#)

Volker Rieble, Plagiatverjährung. Zur Ersitzung des Doktorgrades, Ordnung der Wissenschaft [OdW] 2014, S. 19 = [www.ordnungderwissenschaft.de/pdf/2014-1/01_03_rieble_plagiatverjaehrung.pdf](#)

Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität München für die Grade des Dr. phil. und Dr. rer. pol. vom 1.3.2005 idF vom 13.8.2012: [www.uni-muenchen.de/studium/studienangebot/studiengaenge/nebenfachw_mag/promord/fassung_2005/index.html](#)

Stellungnahme der StudierendenvertreterInnen [!] der Sozialwissenschaftlichen Fakultät zur Berufung von Annette Schavan in den Hochschulrat der LMU München [http://fapo-gsi.de/attachments/Stellungnahme%20der%20Fachschaften%20Fak%2015_22-10-2013.pdf](#)

Zur Erklärung der Germanisten gegenüber der Hochschulleitung: [www.sueddeutsche.de/muenchen/hochschulrat-der-lmu-germanisten-gegen-schavan-1.1835692](#)

Internetquellen zuletzt abgerufen am 15.02.2014

EINE SPRACHE WIE EINE KRISTALLKLAR GEPUTZTE FENSTERSCHEIBE

LAUDATIO AUF PETRA MORSBACH
ZUR VERLEIHUNG DES JEAN PAUL PREISES

Text: **Martin Mosebach**

MIT EINEM PAUKENSCHLAG trat Petra Morsbach in die deutsche literarische Öffentlichkeit. Jahrelang hatte sie in Leningrad studiert; nun war aus ihren Erfahrungen aus der Zeit vor dem Untergang der Sowjetunion ein Roman geworden, wie es ihn in unserer Sprache kein zweites Mal gibt. Die Preisträgerin möge mir verzeihen, wenn ich nun vor allem bei diesem Buch, bei »Plötzlich ist es Abend« – der Titel ist ein Zitat von Quasimodo – verweilen will, wahrlich nicht, weil ich die späteren Bücher weniger schätzte, als vielmehr, weil die besondere Fähigkeit dieser Autorin, ein großes Zeitpanorama mit einer einzelnen Biographie zu verbinden, bei »Plötzlich ist es Abend« stärker zur Entfaltung gelangt als in den späteren Büchern, die den Focus enger werden lassen und kürzere Zeiträume erfassen, auch wenn stets in ihnen ein Leben mit seiner Zeit eng verwoben erscheint.

Ein Freund von mir hat die Forderung aufgestellt, auf einem guten Portrait müssten auch die Füße des Modells zu sehen sein – nun, diesem Anspruch wird Petra Morsbach mit ihrer Ludmilla Semjonowna mehr als gerecht. Für sie ist der eigentliche Gegenstand des epischen Erzählens nicht ein noch so interessanter Plot – das Novellistische, die raffinierte Konstruktion, das alles mag seine Berechtigung haben, ist aber für ein richtiges Epos zu klein – der beste Vorwurf für einen epischen Roman ist in den Augen der Petra Morsbach eigentlich nur ein ganzes Leben, weniger sollte es nicht sein. Was sich zwischen Geburt und Tod ereignet, dieses Konkort aus Zufällen, die immer mehr zu Notwendigkeiten werden, bis schließlich alle Mühlsteine auf dem Brett sind, alle Möglichkeiten, die in einem Schicksal angelegt sind, abgefallen und nur die klare Skulptur in ihrem So-und-nicht-anders-Sein übrig bleibt, das ist der Stoff, den sie bearbeiten will. Ein heiterer Stoff kann das nicht sein – ein Wort von Gómez Dávila lautet: »Trau-

rig wie eine Biographie.« Aber hier würde Petra Morsbach vielleicht doch nicht zustimmen wollen. Mir will vorkommen, als halte sie nicht viel von einer Lieblingsvorstellung unserer Zeit, die so gern vom »Scheitern« spricht – kaum ein Politiker- oder Künstlerleben, das nicht irgendwo »gescheitert« sei. Aber obwohl die Heldin des Russlandromans durch Katastrophen und Prüfungen aller Art, durch Enttäuschungen und Verluste in den Jahren voranschreiten und oft genug voran hasten muss, obwohl ihre Beziehungen zu Männern und Kindern desaströs und höchst schmerzhaft verlaufen, käme man keinen Augenblick auf den Gedanken, diese Ljusja als eine Gescheiterte zu begreifen. Aus Fallen und Aufstehen besteht ihre Existenz, und diesem Gesetz folgt sie, bis sie das Ziel erreicht hat. Schicksalsschläge begleiten dies Leben von seinem Beginn an. Ljusja ist die Tochter eines bäuerlichen frommen Priesters, der von Stalin verfolgt und schließlich ermordet wird, der sich aber stets weigerte, zu Hause von seiner Lagerhaft zu erzählen, »um die Hölle nicht in die Familie hineinzulassen.« Sie ist hübsch und lebhaft, früh interessieren sich die Männer für sie, leider immer problematische Naturen, die schönen sind die schlimmsten, halbwahnsinnige und zerstörerische Bohemiens, später kommen noch ein erotomaner Physiker und ein korrupter Bauunternehmer dazu. Wir lernen die Lebensbedingungen der Nachkriegssowjetunion kennen: sie sind phantastischer und fremdartiger als das Bagdad aus Tausendund-einer Nacht. Ein Reich zwischen ewigem Winterdunkel und gespenstischer Überhelle der weißen Nächte, von maßloser und willkürlicher Grausamkeit, die auch über unauffällige und geduckte Existenzen hereinbrechen kann, voll Schieberei und Korruption, Personagen von unerklärlichem und anrühigem Reichtum, allgegenwärtiger Bereitschaft zu selbstzerstörerischem Rausch, Dreck, Elend und hemmungslosem Lebensgenuss.

»WAS PETRA MORSBACH BESCHREIBT, DAS HAT SIE GESEHEN, DEM IST SIE GAR HINTERHERGESTIEGEN.«



oben und darunter Martin Mosebach als Laudator bei der Jean Paul Preis-Verleihung an Petra Morsbach im Oktober 2013.
links Sun Hee Lee und Claes-Håkan Ahnsjö beim Liedvortrag während der Preisverleihung.

© Wolfgang Maria Weber

»Was heißt hier Land?« fragt sich die alternde Ljusja einmal. »Es ist ein Bordell, ein idiotisches Arbeitslager, ein Irrenhaus, eine verseuchte Schutthalde, es sei verflucht! Es ist das Land meines Lebens.« Aber obwohl die Jahrzehnte, die Ljusja und ihre Familie gleichsam unter Wasser zubringen müssen, in aller Härte und in atemloser Dichte geschildert werden und nicht der kleinste Versuch auszumachen ist, irgendetwas zu verklären und philosophisch zu beruhigen oder zu harmonisieren, entwickelt ebendieses Land von Ljusjas Leben eine überraschende Anziehungskraft. Wie blass und ausgesogen kommt uns die glücklichere Harmlosigkeit und Sicherheit der Bundesrepublik während der Lektüre vor – kein Land, um einen Roman darüber zu schreiben – dass man auch in diesem aufgeräumten Deutschland Romanstoffe finden kann, hat Morsbach allerdings reichlich bewiesen. »Wahrscheinlich mache ich alles falsch«, sagt Ljusja einmal in einem der seltenen Momente der Nachdenklichkeit. Das ist ein Schlüsselsatz in dieser großen Erzählung, denn es spricht viel dafür, dass diese kraftvolle und liebevolle Frau tatsächlich mit verhängnisvollem Instinkt immer das Falsche tut – aber zugleich ist der ganze Roman eine Widerlegung dieser Annahme, denn er zertrümmert planmäßig die Vorstellung, man könne anderes als das Falsche tun, man könne sich womöglich gar retten, indem man das Falsche vermeide. Jeder Zustand besitzt sein eigenes Recht, jeder ist gleich weit von der endgültigen Auflösung der condition humaine entfernt. Man kann vieles Böse tun, man kann Furchtbare anrichten, aber man kann im Tiefsten philosophischen Sinn nichts Falsches tun, denn das Falsche besitzt einen geringeren Grad von Wirklichkeit, das Falsche ist im Grunde das Inexistente, und alles, was Ljusja tut und anrichtet, ist im höchsten Grade existent. Morsbach lesend gelangt man zu der Frage: Ist es überhaupt wünschenswert, dass irgendetwas, das geschehen ist – und sei es noch so schlimm – nicht geschehen wäre? Würde die Vollständigkeit der Wirklichkeit nicht einen entscheidenden Schaden erleiden, wenn das Schlimme aus ihr herausgelöst würde? Angesichts der geschilderten Verhältnisse mag diese Frage frivol klingen, denn wir wünschen und hoffen gewiss, dass das geschilderte verbrecherische System, das Ljusjas Leben jahrzehntelang bestimmt und das sich in noch etwas Gemeineres verwandelt, als es an sein Ende gelangt, nicht etwas Notwendiges und Unabänderliches gewesen sei, wir ersehnen uns, dass die Menschen nicht grundsätzlich zu einer Hölle auf Erden verurteilt seien, wenn auch das Paradies auf Erden nicht nur nicht wünschenswert ist, sondern aus der Liste der Wünschbarkeiten grundsätzlich verbannt sein sollte. Aber das ist eine Leistung der Literatur: dem geschehenen Bösen eine solche Präsenz, solche Erdschwere und Faktizität zu verleihen, dass es nun nie mehr weggedacht werden kann – mit Lebensneid lesen wir von Verhältnissen, in denen wir nicht leben wollen, und die uns doch durchbluteter, erfüllt und kraftvoller vorkommen als die kommode Schonung, die bei allem Lebenskampf im Einzelnen unsere gesamte Existenz nun einmal umgibt – wir haben uns daran gewöhnt, unsere Zustände als unser gutes Recht anzusehen – nun, Ljusja lacht gern, wie laut hätte sie bei einer solchen Vorstellung aufgelacht.

»**ICH MAG DIE** neue Zeit nicht – ich mag auch die alte Zeit nicht – der Mensch ist ein heillooses Wesen« – das ist Ljusjas Resümee, als in der Gorbatschow-Ära die neue Verkommenheit sich mit der alten zu einem besonders giftigen Amalgam verbindet. Aber das heißt nicht, dass es in ihrem Leben keine Entwicklungen gegeben hätte. Bedrohung, Hunger, Kälte, die Gemeinheit der Männer und die Gefühlskälte der Kinder sind eine Schicksalsschmiede, in der der Mensch zurechtgehämmert wird. Viele überstehen solche Behandlung nicht, versinken in Alkoholismus, Geisteskrankheit und Verkümmern, aber Ljusja ist aus härterem Material – jeder Schlag formt sie so präzise wie der Hammer des Silberschmieds, der eine schöne Schale treibt. Nichts wird dadurch besser, und schon gar nicht gut, aber die Persönlichkeit, die sich aus der haltlosen Poptochter herausbildet, nimmt feste Kontur an. Heimtückische Bürokraten, brutale Wachmannschaften, betrügerische Geschäftsleute haben vor ihr auf der Acht zu sein. Ihre Zornausbrüche gegenüber solchen Feinden sind das große Labsal des Buches, fast könnte man vermuten, dass Morsbach uns hier Augenblicke des Aufatmens gewähren wollte, so erleichternd sind diese Augenblicke der Wahrheit, und so komisch ist es zu erleben, wie jedes Mal die Apparatschiks und die Erpresser zurückweichen, als hätte ein japanisches Geisterschwert die Lüfte zerteilt und die Atmosphäre vom Satansgestank gereinigt. Aber ich glaube ihr, dass sie hier nichts beschönigt hat, sondern dass sich die Beobachtung bestätigte, dass der Mensch, der nichts zu verlieren hat, weil er ganz unten gelandet ist, eine Furchtlosigkeit zu erwerben vermag, die dem die Waffen aus der Hand schlägt, der mit der Furcht herrschen will. So bekommt der Offizier im Arbeitslager, der Ljusjas Mann die 200 Gramm Milch in der Woche verweigert, zu hören: »Sie haben keine Milch, weil sie das Vieh getötet haben. Sie haben das Vieh getötet, weil sie kein Futter hatten. Sie hatten kein Futter, weil sie die Ernte haben verkommen lassen. Und Sie reden von harten Zeiten? Ihr müsst lernen, mit eurer Erde umzugehen, statt immerzu Lager zu bauen!« Aber so erleichternd ein solches Gewitter auch ist – die Dissidenten, die aktiven Gegner des Sowjetsystems, mit denen Ljusja zu tun hat, sind gleichfalls fragwürdige Gestalten: Wahnsinnige und Geschäftemacher, die die Helsinki-Fonds ausbeuten und durch die Schrecken der Straflager vielleicht entschuldigt, aber sicher nicht veredelt worden sind.

Die Romane der Petra Morsbach gehören der Gattung des Realismus an, nichts ist einfacher festzustellen. Sie ist Romanautorin nach dem Vorbild Emile Zolas, der für seine Bücher umfangreiche Recherchen anstellte und für den Roman »Germinal« etwa monatelang in eines der trostlosen Bergarbeiterdörfer Nordfrankreichs zog. Was Petra Morsbach beschreibt, das hat sie gesehen, dem ist sie gar hinterhergestiegen. Es muss ein Riesenmaterial sein, aus dem sie ihre Erzählungen gewinnt. Sie ist eine Autorin, die sich keinen Satz gestattet, der nicht ein sprechendes, sinnlich erfahrbares Detail transportiert. Wenn man sie liest, glaubt man, dass es ihr einzig um die Übermittlung solcher Fakten gehe. Man vermutet als Leser, dass sie beim Wort genommen werden will; sie stellt

eine Atmosphäre her, die der Nachprüfung standhalten will. Deshalb findet man bei ihr sehr wenig von dem, was nach landläufiger Überzeugung »literarisch« genannt zu werden beanspruchen dürfte: gemeint ist sprachlicher Stimmungszauber, Vorführung von Virtuosität, expressionistischem großem Kino, von Sprachexperiment und Sprachspielerei, von Schönschreiberei und Hässlich-Schreiberei, man findet nichts von dem, was Borges »die Erfindung eines eigenen eiteln kleinen Dialekts im Sprachganzen« genannt hat. Aber wenn man ihre Sprache als »nüchtern und sachlich« kategorisieren wollte, dann müsste man sich doch fragen lassen, warum das, was wir gewöhnt sind, als die angeblich nüchterne und sachliche Sprache der politischen Kommentatoren und der Wirtschaftsfachleute, der Ingenieure und Juristen hinzunehmen, sich so stark von der Prosa der Petra Morsbach unterscheidet. Eine strenge Reinheit bestimmt ihre Sprache, die, wie Karl Kraus es getan hat, Sprachschlüderei, Geschmacklosigkeit und Sprachverhöhnung als Anfang der Lüge begreift. Ihre Sprache will wie eine kristallklar geputzte Fensterscheibe den Ausblick auf das eröffnen, was sie beschreibt. Vergesst den Autor, sagt uns Petra Morsbach, nähert euch mit dem Gesicht dieser Glasscheibe, die unversehens Lupenqualität offenbart, und lasst euch von dem Bild dahinter anziehen und in Besitz nehmen. Indem ihr den Blick von euch selbst abwendet und diese von mir in bildträchtige Wörter gebannte Szenerie in euch aufnimmt, erfahrt ihr etwas über jene Wirklichkeit eurer Existenz, die euch in eurem Alltag immer zu entgleiten droht.

UNDE S IST ja nicht so, dass die Sprache der Morsbach, diese wie unter enormem Zeitdruck zusammengepressten Informationen – man denkt unwillkürlich an die gedrängten Mitteilungen eines Strafgefangenen während allzu knapp bemessener Besuchszeit – diese gegenüber jedem Effekt scheinbar so gleichgültige, von lyrischen Ballaststoffen vollständig freie Fakten-Prosa deswegen auch ohne ästhetische Wirkung bliebe. Die Freiheit von Schmelz und Schmalz, verbunden mit dem niemals nachlassenden untergründigen Druck, versetzt den Leser wie in die Kapsel einer Rohrpostanlage; er schießt durch die detailliert ausgebreiteten Leben hindurch, er empfindet die Details als Beschleuniger, er will immer mehr davon, er will in den von Morsbach zusammengebrachten Fakten ertrinken. Es entsteht eine Art von gespannter Monotonie wie beim Herzschlag – zumal der eigene wird uns niemals langweilen können, im Gegenteil, denn solange er andauert, leben wir. So ist die Morsbach-Prosa denn nichts anderes als buchstäbliche Lebensnachahmung, dies Verschlingen von Nahrung, das nicht enden darf, bis der Tod eintritt, dies unablässige Verwandeln von Material aller Art in Energie, bei dem jedes Verweilen und Innehalten mit höchster Lebensbedrohung verbunden wäre. Man kann einen Morsbach-Roman, der sich stets genau erforschten Milieus annimmt, der uns in den Organismus eines Opernhauses, in die Frustrationen zeitgenössischer Seelsorge, in die Höhen und Tiefen einer modernen Virtuosenexistenz, in die Sowjetunion zwischen Stalin und Gorbatschow mitnimmt und uns dabei nachprüfbar und welterschließende Kenntnisse

vermittelt – man kann einen solchen Roman eben auch ganz anders, als Bewusstmachung des schieren Lebensprozesses lesen – Leben ist immer konkret, es gibt – außer in Gott – kein Leben an sich, aber jedes dieser konkreten Leben folgt eben diesem Rhythmus von immer neuem Aufnehmen, von Verschlingen und Von-sich-Geben, von Vorandrängen, von immer neuen Hürden-Nehmen, von Keuchen und Rennen, von Zusammenbrechen und Sich-wieder-Aufrappeln, alles dem Ziel entgegen: der Auflösung, wie der Apostel Paulus es nennt, dem Tod, der lange Zeit so unendlich schwer zu erreichen scheint und der dann unerwartet doch plötzlich da ist.

Ich sagte, dass die Sprache der Petra Morsbach in ihrer harten Durchsichtigkeit den Blick des Lesers auf das Ereignis selbst lenkt – Petra Morsbach gebe es in ihren Texten nicht. Das ist richtig – bis auf Ausnahmen, die sehr selten sind, dann aber so explosiv wirken, dass sie den Eindruck des gesamten Werkes bestimmen. So schildert sie zum Beispiel einen unglücklichen Halbwüchsigen, der seiner geisteskranken aggressiven Mutter ausgeliefert ist, der nur ein paar Kleider zusammenrafft und ohne Strümpfe im Winter aus dem Haus läuft, und sie schließt – völlig überraschend diese Szene mit der Bemerkung: »In keinem Klassiker steht so was geschrieben« – da ist die Autorin von ihrer eigenen Geschichte so erschüttert, dass sie nach Worten ringt. Vielleicht stimmt der Satz nicht ganz – wir haben immerhin im »Faust« Gretchen im Kerker und wir haben Woyzeck und Stifiers »Turmalin« als Beispiele der Schilderung eines Unglücks von gleichsam sprachlosen, namenlosen armen Menschen – und doch, ein Maßstab tut sich auf: es darf für Literatur keine Begrenzung dessen geben, was wert ist, beschrieben zu werden; der Roman »Plötzlich ist es Abend« erhält seine moralische Berechtigung gerade auch dadurch, dass die Verzweiflung des kleinen Paschenka darin aufgehoben ist.

ABER NOCH VIEL eindrucksvoller und fruchtbar-verwirrender ist ein anderer Satz, mitten in der Schilderung schier unerträglicher Kalamitäten. Hier macht Petra Morsbach etwas, das vor ihr, so behaupte ich, wahrlich noch niemand getan hat – sie hebt mit einem in Klammern gesetzten Satz ihr ganzes Buch aus den Angeln. Da steht nämlich, zu meiner auch jetzt noch nicht überwundenen Verblüffung die Frage: »Vielleicht war alles gar nicht so schlimm?« Wie soll man die Wirkung dieses Satzes beschreiben? Er dementiert nicht das Beschriebene, er will es nicht verkleinern. Er unternimmt etwas anderes: er kappt die Seile, mit denen der Roman auf der Erde festgehalten wurde, und nun beginnt er zu schweben. In der Atemlosigkeit der Faktenanhäufung ergibt sich eine Insel der Meditation, in dem still-heiteren Verweilen in einer Skepsis, die vor allem dem eigenen Urteilsvermögen gilt. Allein für die Erfindung dieses Satzes hätte Petra Morsbach schon einen großen Literaturpreis verdient.

Martin Mosebach ist vielfach, u. a. mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnete Schriftsteller.
www.martin-mosebach.de

AUF KURZEN FLÜGELN EIN HERRLICH FROHER FLUG

DANKREDE ZUM JEAN PAUL PREIS



»GLÜCKHAFTE ZWANGSBEGEGNUNG MIT JEAN PAUL«

oben Petra Morsbach.
darunter Von rechts nach links Martin Mosebach,
Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle
und Petra Morsbach im Publikum.
rechts Martin Mosebach und Petra Morsbach.

Text: **Petra Morsbach**

FÜR MICH IST das ein Abend der Überraschungen. Die erste ist, dass ich hier stehe; denn ich war nicht sicher, ob ich einen nach Jean Paul benannten Preis verdient habe. Dann fügte sich alles so paradox apart, wie es dem Namensgeber gebührt.

I.
In Studententagen habe ich ihn glücklos zu lesen versucht; ich kapitulierte vor den ausschweifenden Improvisationen, Assoziationen, Vorreden und Exkursen, den qualligen Fußnoten, den langen Perioden, der gewaltigen Lexik und selbstvergesenen Artistik. Von der »Vorschule der Poetik« schaffte ich circa zehn Seiten und war so betäubt von dem hyperaktiven Gequassel, dass ich nicht unter Folter die These hätte wiedergeben können. Offenbar ist sie von der Ästhetik nicht zu trennen, doch zwingt das Dauer-Allegretto zu flotter Lektüre, und ich musste einsehen, dass ich nicht so schnell denken kann wie Jean Paul schreibt.

OHNE DEN PREIS hätte ich ihn kaum mehr gelesen. Doch so versuchte ich es, mit einem gewissen Lustgrusel. Günter de Bruyns erleuchtetes Jean-Paul-Buch brachte mich auf die Spur. Und ich muss wenig übertreiben, um zu sagen: Schon dafür hat sich der Preis gelohnt. Hinter den Girlanden stößt man auf einen hinreißenden Künstler. Wie unbekümmert, wie subversiv geschickt brachte er die Dinge auf den Punkt, und auf welch unverwechselbare Weise! Wo immer ich hinkam – ob als Leserin, ob als Autorin –, war er schon gewesen – als Autor wie als Figur, und zu allem sagte er herrliche Dinge.

Fünf Wege.

Erstens: die Wortschöpfungen und Metaphern. »Angsthase«, »Ehehälfte«, »Gänsefüßchen«, »Schmutzfink« oder »Welt-schmerz« (zum Beispiel) sind in die deutsche Umgangssprache eingegangen. Warum? Sie sind bildhaft, frisch, humorvoll, dabei keineswegs nur Erfindungen gutgelaunter Jugend. Bis ins Alter verfügte dieser Autor über eine mühelose Bild- und Benennungskraft. Noch in seinem letzten Roman »Der Komet« steht etwa die umwerfende Metapher, dass »einfache Tongesänge« den Kandidaten Richter aus Hof »wie Erdstöße« bewegten.

ZWEITENS: DIE SÄTZE. »An den Mauern flogen Schatten, die niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft.« Nur Alltagswörter diesmal, aber in einer

fantastisch ausdrucksstarken Kombination. Ich glaube nicht, dass jemand in diesem Saal außer Martin Mosebach solche Sätze bilden könnte.

Drittens: die Aphorismen, auf die man immer wieder stößt, auch an unerwarteten Stellen. Im Zusammenhang mit unserem bayerischen Hypo-Alpe-Adria-Skandal zitierte etwa die »Süddeutsche Zeitung« ein Bonmot des legendären Bankdirektors Hermann Joseph Abs: Es sei leichter, eine eingeseifte Sau am Schwanz zu packen, als einen Aufsichtsrat zur Verantwortung zu ziehen. Genial für einen Banker, dachte ich, bis ich in den »Flegeljahren« die mutmaßliche Originalfassung las: »einem rechten Juristen komme der Teufel selber nicht bei, und er wolle ebensogut ein Ferkel am eingeseiften Schwanz festhalten als einen Advokaten am jus«.

VIERTENS: DIE POESIE. In der »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei« träumt einer eine Nacht auf dem Gottesacker: Christus sinkt herab und beklagt vor den Leichen seine vergebliche Suche nach Gott in den »Wüsten des Himmels«. Als sich die »Riesenschlange der Ewigkeit« um Welt und Natur zusammenzieht, um sie zu zermahlen, erwacht der Erzähler aus seinem Alptraum. »Meine Seele weinte vor Freude, dass sie wieder Gott anbeten konnte – und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren [...] und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt ihre kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.«

Eine theologische Fantasie, deren eigentliche Frage offen bleibt: Gibt es IHN, gibt es ihn nicht? Es gibt ihn, weil wir ihn imaginieren und anbeten (können) und weil Gebet Trost bedeutet; mehr ist nicht drin, doch auch nicht weniger. Die vergängliche Welt ist »froh« – klar, wäre sie nicht vergänglich, wozu müsste sie froh sein? Ihre Begrenztheit klingt an: in den »kurzen« Flügeln (warum kurz? und, falls nicht geflogen werden soll: warum Flügel?). Vor allem aber in den Abendglocken, die sogar in den »Tönen der ganzen Natur« von Neige künden. Eine hinreißende Dialektik: Geboten wird dem Leser Erlösung, obwohl nichts geklärt ist. Es ist Zauberei – eine lautere, nicht eine der Täuschung, weil sie keine Ungewissheit unterschlägt.

© Susanne Geier | Wolfgang Maria Weber

FÜNFTENS: DIE PARADOXIEN. Hier um der Kürze willen nur ein Beispiel: »Das Lieben ist ja das einzige oder Beste, was der Mensch sich nicht einbildet.« Allein darauf könnte man eine Rede gründen. »Antithesen und Gleichnisse sind nun in meinem Gehirn eingewurzelt, dass sie selbst meinen Träumen anhängen«, schrieb er. Und: »Ob ich gleich nicht weiß, wer unter allen Autoren der Erde die meisten Gleichnisse gemacht, so freuet es mich doch, dass ihn niemand übertrifft als ich.«

II.

Jean Paul, der sozial benachteiligte Hochbegabte, konnte Leben in Sprache verwandeln: übermütig, verschwenderisch an Geist und Gefühl, ohne Dünkel, sogar in der Anmaßung liebenswürdig. Kein Wunder, dass er begabte, sozial benachteiligte Leser besonders anzog. Also Leserinnen. Hier sind wir bei Jean Paul als Figur, die ebenfalls überall schon war, wo ich – in diesem Fall als Autorin – hingeriet; und weil ich den Preis auf meinen Roman »Dichterliebe« hin bekommen habe, möchte ich bei dem Thema etwas verweilen. Jean Paul also verzauberte in den Jahren seines Ruhms die Damen der oberen Stände (andere konnten sich seine Bücher nicht leisten). Sie schrieben Verehrerinnenbriefe und baten um Souvenirs – die Nachfrage nach Haarlocken bediente er zeitweise aus dem Fell seines Hundes. Manche Frauen luden ihn in ihre Palais ein, erlangten seine Freundschaft und machten sich Hoffnungen. Vergeblich: Der Dichter fürchtete »Hand und Halfter« und rettete sich, wenn die Damen feurig wurden, in sittliche Ermahnungen. Einen Harem an Edelfrauen regulierte er brieflich auf diese Weise; ohne dass es übrigens, wie es aussieht, zum Äußersten gekommen wäre. Er nannte das Simultan- oder Tuttiliebe und erlebte prickelnde Missverständnisse, die für seine Bücher fruchtbar wurden. Für manche Frau waren sie fatal.

Aus Weimar zum Beispiel schrieb ihm Charlotte von Kalb, eine freisinnige, selbstbewusste Adlige, immer leidenschaftlichere Briefe. Auf die Sittlichkeitsnummer fiel sie nicht herein. »Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger [gemeint sind Frauen, Mädchen] und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteignet. ... Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, dass wir Mütter werden sollen; – vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt – sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? – Ich sage mit Goethe und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.«

DIESE CHARLOTTE VON Kalb, zwei Jahre älter als Jean Paul, lebte von ihrem ungeliebten Mann getrennt; damals kein seltenes Schicksal der Frauen von Stand. Sie wurden »vernünftig« verheiratet und gebaren Nachkommen; dann führten die Männer anderswo ein Männerleben mit allem Drum und Dran, und die Frauen saßen in ihren möblierten Wohnungen auf dem Trockenen und lasen Jean Paul. Einsam-

keit, Unerlöstheit und Ohnmacht, die sinnlose Brache einer hohen Begabung – ich lese diese Briefe als Tragödie, und zwar keineswegs, weil die Frau den Dichter nicht bekam, sondern weil sie gezwungen war, ihr intellektuelles und erotisches Glück auf ihn zu setzen. Der Standesunterschied scherte sie nicht, sie wollte sich sogar scheiden lassen für Jean Paul. Der, immerhin beeindruckt von der »Größe, Glut und Beredsamkeit« dieser »hohen, heißen Seele«, warnte vor unbedachten Schritten: »Sei still, liebe Seele: Werde ruhig und hoffend!« Sie antwortete: »Liebe mich ... ich fürchte das Unglück und die Öde und die Trauer meines Lebens.«

Er liebte sie nicht, sondern ging, nachdem er sie für seine »Titan«-Figur Linda erschöpfend studiert hatte, munter seines Wegs. Sie lebte weitere vierzig Jahre in Unglück und Öde und Trauer, zuletzt verarmt und erblindet. Die Sache brachte, in Anlehnung an ein Wort von Peter Hacks, Jean Paul weiter und machte die Kalb fertig. Jahre später, als sein Ruhm verblasst war und die eigene Erblindung nahte, versuchte er eine andere Verehrerin von Illusionen abzubringen: »Sie denken viel zu gut von mir als Menschen; kein Schriftsteller kann so moralisch sein wie seine Werke, so wie kein Prediger so fromm wie seine Predigten.«

SEINE MORAL WAR dennoch stark. Dass Frauen zumindest hierzulande nicht mehr gezwungen sind, ihre Talente Männern zu opfern oder durch Männer zu verwirklichen, interpretiere ich ohne weiteres auch als Erbteil Jean Pauls; so gesehen verdanke ich auch ihm, dass ich hier stehe. Erotisch strebte er nach Augenblickswirkung – das liegt in der Natur der Sache. Als Künstler saugte er seine Umwelt aus, gelegentlich unter Tränen des Mitleids – Künstler sind so. Künstlerinnen übrigens auch. Als Bürger aber dachte und handelte er erstaunlich sozial. Da ihn Hierarchien kaum scherten, war er meinungsstark und mutig wie wenige Literaten nicht nur seiner Zeit. Er kritisierte Selbstherrlichkeit und Verschwendungssucht der Fürsten, geißelte die Zensur, predigte die Geistesfreiheit, war unempfänglich für Chauvinismus und schrieb eine »Kriegserklärung gegen den Krieg«. Innerlich unabhängig, im Überschwang hellsehtig, bei aller Kauzigkeit intellektuell stolz: Wenn Literatur unser soziales Leben zu verbessern vermag oder jemals vermochte, verdanken wir das Dichtern wie ihm, die ethischen Impulsen folgten, anstatt sich selbst zu dienen.

III.

Fünf Lese-Wege zu Jean Paul und zwei biografische – jetzt muss ich noch etwas zur musikalischen Idee dieses Abends sagen, die ebenfalls mit liebenden Dichtern zu tun hat, durch einen wunderbaren Zufall, aber auch mit einem ethischen Impuls aus meiner Wirklichkeit. Gesungen werden drei Gedichte von Heinrich Heine in der Vertonung durch Robert Schumann. Alle diese Gedichte leben vom Paradox solcher Liebe, von Leidenschaft und Ironie, von Sprache, die die erotische Liebe zugleich befeuert, ausbeutet und zu überwinden scheint. Der Titel des Zyklus stammt nicht von Heine, sondern vom Komponisten Robert Schumann, der in der Be-

gegnung mit Heine selbst zum Dichter wurde, so wie die unglückliche Charlotte von Kalb in der Korrespondenz mit Jean Paul zur Dichterin wurde. Robert Schumann also erfand für Heines komplexe Komposition aus Überschwang und Witz, Sentiment und Zynismus das Wort »Dichterliebe«. Es wurde Schlüsselbegriff und Titel meines letzten Romans.

Interpretiert werden die drei Lieder »Das ist ein Flöten und Geigen«, »Aus alten Märchen winkt es« und »Die alten bösen Lieder« von – am Flügel – Sun Hee Lee und dem Sänger Claes-Håkan Ahnsjö, was mich ungemein freut, und dazu möchte ich eine andere Geschichte erzählen.

CLAES H. AHNSJÖ habe ich vor 35 Jahren an der Bayerischen Staatsoper getroffen. Ich hospitierte als junge Studentin bei einer Inszenierung von »Eugen Onegin«, er sang den Lenskij. Persönlichen Kontakt hatten wir nicht. Seine Mitwirkung bei den Proben war professionell makellos, ansonsten hielt er sich abseits; bis eines Tages – bis eines Tages unser Regisseur die Souffleuse beschimpfte.

Es war eine explosive Probensituation gewesen, und die Spannung entlud sich über dieser jungen Frau, die gelegentlich zu laut anschlug, ansonsten aber am allerwenigsten dafür konnte. Ich beobachtete das Geschehen vom Zuschauerraum aus. Die Souffleuse saß auf einem Stühlchen an einem kleinen Tisch etwas unter Bühnenniveau auf dem hochgefahrenen Orchestergraben. Auf einmal rannte der Regisseur auf sie zu und brüllte auf sie nieder, in meiner Erinnerung minutenlang; ich sah im Scheinwerferlicht eine Wolke Speichel auf ihr dünnes rotes Haar regnen, während ihr Kopf zwischen den Schultern versank. Plötzlich ging Claes Ahnsjö dazwischen; er als einziger ergriff ihre Partei. Er erschien aus dem linken Abseits, in dem er sich auch diesmal gehalten hatte, rief mit seiner hohen Stimme ein paar Sätze des Protests, deren Wortlaut ich vergessen habe, und lief nach rechts hinaus, den Klavierauszug unterm Arm; kehrte nochmal zurück, küsste, wozu er niederknien musste, die Souffleuse auf den geschändeten Scheitel und stürzte hinaus. Als der Inspizient ihn ausrief, meldete der Pförtner, Herr Ahnsjö habe das Haus verlassen. Kurz darauf kam eine Krankenschreibung für drei Tage wegen Herzbeschwerden.

SO ETWAS ENTSPRICHT im Bühnenkodex etwa der Fahnenflucht beim Militär, und der Regisseur verlangte die sofortige Umbesetzung. Weil aber das ganze Ensemble für Ahnsjö – nicht für den mitleidigen Mann, sondern für den erstklassigen Sänger – bat und der Regisseur selbst ein starker Künstler und kein Schurke war, probte man miteinander weiter. Es wurde eine unvergessliche Aufführung und Claes Ahnsjö der vornehmste, innigste Lenskij, den ich je gehört habe.

Für mich war es eine entscheidende Lehre: Man soll nicht nur, man kann auch genau das tun: als Zeuge solcher Entgleisungen zu Lasten der Schwachen – sie gehen immer zu Lasten der Schwachen – die Stimme erheben und gegebenenfalls die Bühne verlassen, nachdem man die Souffleuse auf den

Scheitel geküsst hat; und wenn es einen den Job kostet, ist das der geringere Schaden. Im Prinzip weiß das jeder. Dass es aber durchaus nicht zwangsläufig den Job kostet, sondern die Dinge zum Guten wenden kann, das glaubt man erst, wenn man es erlebt hat. Ich habe versucht, Claes Ahnsjö zu folgen, und wenn ich zögerte, habe ich an ihn gedacht.

IN DIESEM FRÜHJAHR traf ich ihn zufällig wieder. Inzwischen hatte er weitere drei Jahrzehnte auf drei Kontinenten gesungen, doch an diese Episode erinnerte er sich sofort. Als ich ihm dankte, lachte er verlegen und sagte mit seiner noch genauso hellen Stimme und seinem putzigen schwedischen Akzent: »Ja ... denn sie konnte sich nicht wehren.«

Das Jean-Paul-Wort dazu, angemessen kurz: »Die Tat ist die Zunge des Herzens.«

IV.

In Jean Pauls Namen erlebe ich also einen märchenhaft paradoxen Abend.

Ich danke meinen Lesern, dass es mich gibt, und den nichtlesenden Steuerzahlern unter Ihnen für die Budgetierung des Preises. Ich danke für kompetente Betreuung den Mitarbeiterinnen des Knaus Verlags und besonders meinem Verleger Wolfgang Ferchl, dem ich seit circa zehn Jahren durchweg Verluste beschere. Möge Jean Paul für mich sprechen: »Ein bloßer Durchgang durch den Musentempel ist verboten. Man darf nicht den Parnaß passieren, um in ein fettes Tal zu laufen.«

Den Juroren danke ich für die glückhafte Zwangsbegegnung mit Jean Paul.

ICH DANKE MARTIN Mosebach. Dass dieser einschüchternd gebildete, im Wortsinn unheimlich gescheite, exquisite Künstler hierher gekommen ist, um für mich zu sprechen, »bewegt« mich, mit Jean Paul zu sprechen, »wie Erdstöße«. Ich fühle mich ein bisschen wie Ahnsjös Souffleuse, die ebenfalls nicht wusste, wie ihr geschah.

V.

Das Schlusswort soll Jean Paul gehören, diesmal mit einem flüchtigen Widerspruch: »Die Menschen sind auf ihrem Wege ohne Ziel, und der Zufall, die Not und die Begierde drängen sie an eines, und das nehmen sie für ihres: Goldstücke und Ehrenmedaillen ziehen den Menschen am längsten im Leben nieder, und so stirbt der äußere, ohne dass der innere je flog.«

MIR, DER HEUTE Goldstücke und Ehre zuteil werden, sei erlaubt zu bemerken: Sie ziehen mich gerade überhaupt nicht nieder. Es ist auf, ich weiß, sehr kurzen Flügeln ein herrlich froher Flug.

Die Schriftstellerin **Petra Morsbach** wurde im Oktober 2013 mit dem Jean Paul Preis des Freistaats Bayern ausgezeichnet. www.petra-morsbach.de

aviso 3|2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF ZEIGT LEBEN MÜNDET IN KRISE // GERHARD SCHULZE RÄT, IN KRISENZEITEN BESSER NACHZUCKERN // ARMIN HASSEN APPELLENT AN UNS, DIE KRISE ZU LEBEN // NORA GÖMMINGER FACHT DIE ALLTAGSITZE BEI DEN HÖRERN // MARCO HOLZNER SIEHT DIE SEIZET KOMMEN // EVA WALKER-PACQUER IN AVISO-GESPRÄCH

KRISE - WELCHE KRISE?

aviso 4|2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MAX DÖRNER HAT SICH IN BAYERISCHE HELIGE VERLEBT // HERBERT PÖNKL FOTOGRAFIERT HÜTTERBAYERN // HANS KRATZER SCHAUT DA GENAU HIN // ANTONIO PELLEGRINO SUCHT HEIMATSPUREN // NORA GÖMMINGER SCHNITTET AUF PHARASENSCHULE IM FELD AN // BERNHARD WITTMANN STIMMT SICH GEGEN SPRACHFORSCHUNG // MANFRED PRENZEL BERICHTET VON DER SCHOOL OF EDUCATION // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT MARTIN KÜSEJ

HEIMAT

aviso 1|2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

THOMAS STENFELDS LAUFT AUF BRUNNTE KIDNAUER ZUM JEAN-PAUL-PREIS // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT MICHAEL KRÖGER // JOSEF H. REICHOLF FREUT SICH AUF DEN FRÜHLING // NORA GÖMMINGER GEGENSTÄNDLICH MIT ISLANDERN IN BAMBERG // FÜR HERBERT KAPPANF SIND WUNDER MÖGLICH // FÜR WERNER RITTER ÜBERWINDEN SIE LEERES GEDENKEN // RAINER ROBINOWICZ SIEHT DIE ALS WAHREHUNDSTPROBLEM

WUNDER

aviso 2|2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

HANNS MATY GIBT EINE KOSTPROBE SEINER GERUCHSFORSCHUNG // GABI CZOPPAN SETZT SICH STINKENDER KUNST AUS // JOSEF H. REICHOLF HAT EINEN RIECHER FÜR FEINE NÄSEN IM TIERREICH // WOLFGANG SCHULZE SPURT EINEN UNTERSCHATTEN SICH NACH // SYBILLE KRÄFFT KOMT IN DER KLOSTERKÜCHE IN ALTMARKT EIN // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT GERHARD POLT

VOM RIECHEN

aviso 3|2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF E. KÖPPLINGER FREUT SICH AUF MÜNCHEN // VOLKER RIEBLE FINDET NEUERDINGS ZU VIELE INFANTILE STÜBERENDE VOR // HANS-JOACHIM WUNGENART ZEIGT DIE INTUITION LÄSST UNS GERN MAL IM STEIN // GÖRNO KÖRBER SIEHT ÜBER HAARVERLOST // MARCO HOLZNER BEWUNNERT DAS ALLGEMEINE SCHREIEN DER KUNST // JULIA LEHNER LÄDT ZUM BRATWURST-ESSEN EIN

VON DER UNZULÄNGLICHKEIT MENSCHLICHEN STREBENS

aviso 4|2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KOON JOHANNES GREPL Blickt ZURÜCK AUF BAYERISCH-RUSSISCHE KRIEGSGESCHICHTEN // RAIMUND WÜNSCHE FOLGT DES LICHTERBRISCH NACH WEST UND OST UND WIEDER ZURÜCK // HANS FLEISCHMANN FREUT SICH AUF MOSKAU // DASS RUSSEN IMMER WIEDER GEME IN BAYERN HEIMAT FINDEN, ZEIGEN DIE GESCHICHTEN DIESER NETZS UND AUCH DIE KARIKATUR VON DIETER HANITZSCH // UND RENATE JUST IST DIESMAL GEGRADEWEGS UNTERWEGS //

BAYERISCH-RUSSISCHE GESCHICHTEN

aviso 1|2013

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

BRUNO BERTING KLART WAS MICHAEL BOLLER ALS PHOTOGRAPHE BEWAUERNDESEN VON // WOLFGANG SCHULZE, UNTERWEGS BEI UNTERSCHATTENSPUREN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // DER JUNGE HANSEN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING

SCHULDEN

aviso 2|2013

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

BRUNO BERTING KLART WAS MICHAEL BOLLER ALS PHOTOGRAPHE BEWAUERNDESEN VON // WOLFGANG SCHULZE, UNTERWEGS BEI UNTERSCHATTENSPUREN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // DER JUNGE HANSEN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING

BIEVENUE

aviso 3|2013

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

BRUNO BERTING KLART WAS MICHAEL BOLLER ALS PHOTOGRAPHE BEWAUERNDESEN VON // WOLFGANG SCHULZE, UNTERWEGS BEI UNTERSCHATTENSPUREN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // DER JUNGE HANSEN WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING // WOLFGANG SCHULZE UND MICHAEL BOLLER WÄNDERT BRUNO BERTING

WASSERSPIELE

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter <http://www.stmwfk.bayern.de/Mediathek/Avisto.aspx>
 Einzelne Hefte erhalten Sie über den Bestellservice der Bayerischen Staatsregierung unter <http://www.bestellen.bayern.de>

